J. A. Gobineau

Die Bedeutung der Rasse im Leben der Völker

J. A. Gobineau, Die Bedeutung der Rasse im Leben der Völker

Zur Beachtung!

1. Die Bücher sind zum Termin zurückzugeben oder es ist eine Verlängerung der Leihfrist zu beantragen.
2. Jedes entliehene Buch ist während der Leihzeit in einem Umschlage aufzubewahren und so auch der Bibliothek wieder zuzustellen.
3. Die Bücher sind in jeder Weise zu schonen. Anstreichen, Unterstreichen, Beschreiben und dergl. ist streng verboten. Zuwiderhandelnde können zum Ersatze des Buches verpflichtet werden. Auch werden ihnen in Zukunft andere Bücher nicht verabfolgt.
4. Beschädigungen und Verluste sind spätestens am Tage nach Empfangen der Bücher zur Anzeige zu bringen.

Die Verwaltung.

Die Bedeutung der Rasse im Leben der Völker

Einführung zu der unvollendet hinterlassenen

„Rassenkunde Frankreichs"

des

Grafen J. A. Gobineau

Aus dem Französischen
übertragen und herausgegeben von
Dr. Julius Schwabe



J. F. Lehmanns Verlag + München 1926



Druck vom
Münchener Druck- und Verlagshaus, G. m. b. H., München

Vorwort und Einleitung des Herausgebers.

Die vorliegende Schrift, die hiermit zum ersten Mal in ihrem vollen Umfang veröffentlicht wird, wurde von Gobineau 1879 in seinem 63. Lebensjahre geschrieben und war, gleich wie schon andere seiner Arbeiten, zum Abdruck in der katholisch-konservativen Zeitschrift „Le Correspondant“ bestimmt. In einer Reihe von Artikeln wollte der Verfasser in der freien und losen Form des Essai, die ihm so gemäß war, die Ethnographie, d. h. die Rassenkunde oder noch besser: Rassengeschichte Frankreichs behandeln. Der „Correspondant“ brachte indessen die bereits vollendeten Teile nicht zur Veröffentlichung, „wie es heißt, weil er die ethnographischen Fragen einem ‚Fachmanne‘ vorbehalten und Gobineau auf sein Feld (als welches naturgemäß vor allem das politische galt) beschränken wollte. Ob dies wirklich der zureichende Grund dieser Ablehnung gewesen, müssen wir dahingestellt sein lassen. Sehr denkbar ist jedenfalls, daß, wenn die Herausgeber des ‚Correspondant‘, sei es durch Einsicht der Handschrift oder wie sonst, Kenntnis von dem Geist dieser Betrachtungen erhalten hätten, dies in hohem Masse ihr Bedenken hervorgerufen haben würde“[1]). Infolgedessen blieb das begonnene Werk unvollendet, nur die beiden ersten Stücke lagen bei Gobineaus Tode nahezu druckfertig vor.

Hier gilt es nun vor allem, eines Mannes zu gedenken, der sich um die Gobineauforschung die allergrößten Verdienste erworben und den Vater und Vorkämpfer des Rassegedankens durch sein tatkräftiges und unermüdliches Für-ihn-eintreten ganz eigentlich der drohenden Vergessenheit

[1]) L. Schemann: Gobineau, eine Biographie (Straßburg 1916), Bd. II, S. 530.

entrissen hat: Ludwig Schemann, dem Verwalter von Gobineaus geistigem Nachlaß, gebührt das Verdienst, den französischen Rassenforscher und Kulturphilosophen durch die um die Jahrhundertwende erfolgte mustergültige Übertragung von dessen wissenschaftlichem Hauptwerke „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen“ in Deutschland eingebürgert zu haben. Schemann verdankt man auch, was bisher über den Inhalt der „Ethnographie“ bekannt geworden ist. In „Gobineaus Rassenwerk“[1]) bot er zunächst (S. 457 ff.) in Stichworten eine kurze allgemeine Inhaltsangabe dieser Schrift und teilte daran anschließend einige besonders wichtige Proben daraus mit, im Wortlaut des Urtextes. Im zweiten Bande seiner monumentalen Biographie[2]) sodann kam Schemann (S. 530 ff.) nochmals auf die „Ethnographie“ zu sprechen, gab in aller Kürze die wichtigsten Gedankengänge wieder und deutete zugleich an, wo die Haupteinwände zu erheben seien.

Eine Veröffentlichung des gesamten Bruchstücks endlich war von Schemann, wie er mir mitteilte, seinerzeit auch in Aussicht genommen, mußte aber infolge des Krieges vorerst vertagt werden. Nach dem Waffenstillstand ging dann mit der Abtretung Elsaß-Lothringens die in der Straßburger Bibliothek untergebrachte Gobineau-Sammlung, welcher auch die Handschrift der „Ethnographie“ angehört, in französischen Besitz über. Die von mehreren Seiten mir geäußerten Bedenken, daß sich meinem Unternehmen Schwierigkeiten in den Weg legen würden, haben sich erfreulicherweise als unbegründet herausgestellt. Insbesondere ist mir die Zustimmung zur Abschrift des französischen Textes von den zuständigen Stellen bereitwilligst erteilt worden. Ganz besonderen Dank schulde ich sodann Herrn Prof. Schemann für seine gütige Erlaubnis zu dieser Veröffentlichung wie auch für eine Reihe nützlicher Winke und Ratschläge.

---

[1]) Aktenstücke und Betrachtungen zur Geschichte und Kritik des Essai sur l'inégalité des races humaines. Stuttgart 1910.

[2]) Gobineau, eine Biographie, 2 Bde. Straßburg 1913—16.

In den Grundgedanken schließt sich die vorliegende Schrift alles in allem durchaus an Gobineaus bereits genanntes wissenschaftliches Hauptwerk an. Diese Grundgedanken lassen sich, auf knappeste, trockene Formeln gebracht, etwa folgendermaßen ausdrücken:

1. Die menschliche Gattung zerfällt in drei deutlich und dauernd geschiedene Grundrassen, die weiße, die gelbe und die schwarze. „Dies sind die drei reinen Urbestandteile der Menschheit"[1]). Alle anderen Arten und Formen sind lediglich Abarten und Mischformen dieser Grundrassen.
2. Die drei Grundrassen sind hinsichtlich ihrer Fähigkeiten durchaus ungleich und ungleichwertig. Und zwar kommt der weißen und in ihr der arisch-germanischen Rasse die unbedingte geistige Überlegenheit zu. Sie allein ist in höherem Sinne kulturfähig. Bei sämtlichen Völkern der Weltgeschichte, die eine eigentliche Kultur hervorgebracht haben (also auch bei den Chinesen, Ägyptern, ja selbst bei den Inkas), muß wenigstens in der Ober- und Führerschicht der Einfluß des weißen Blutes bestimmend gewesen sein.
3. Geschichte ist nichts anderes als das Ergebnis aus den Reibungen und Kreuzungen zwischen den Rassen. (Daher die Notwendigkeit rassenkundlicher Geschichtsbetrachtung!) Genauer: Geschichte gibt es nur bei weißen oder (da die weiße Rasse in ursprünglicher Reinheit längst nicht mehr vorkommt) bei weißgemischten Völkern. Ein Volk steht um so höher, je beträchtlicher sein Anteil an weißem Blute ist. Das Einströmen weißen Blutes bewirkt jeweils notwendig den Aufstieg eines Volkes; das allmähliche (infolge von minderwertiger Zumischung eintretende) Schwinden und Versiegen dieses Blutes führt unausbleiblich den Niedergang und die endliche Erstarrung herbei. Machtverschiebungen pflegen derart vor sich zu gehen, daß ein durch Kreuzung entartetes Volk seine Vormachtstellung an ein reiner weißrassiges abgibt.

[1]) „Versuch" I, S. 196.

4. Ein noch unverbrauchter Vorrat an reinem Arierblut, wie zur Zeit des absterbenden Altertums in den Germanen, ist heute nicht mehr vorhanden. (Weder die Slawen noch die Neu-Amerikaner sind „junge" Völker, wofür man sie irrigerweise oftmals hält.) Mit dem allmählichen Schwinden des germanischen Blutes ist der Zerfall, die endgültige Vermittelmäßigung der menschlichen Kultur besiegelt.

Diese anthropologischen und geschichtsphilosophischen Leitgedanken des „Versuchs" haben auch die Richtlinien für die „Ethnographie" abgegeben. Hatte sie Gobineau in seinem Hauptwerke auf die Weltgeschichte und Weltgeschicke im großen angewandt, auf die zehn großen Zivilisationen der Menschheit, die er unterschied, so sollte in der „Ethnographie" ihre Gültigkeit an der Geschichte Frankreichs, d. h. auf einem Teilgebiet der abendländisch-christlich-germanischen Kultur dargetan werden.

Wenn auch diese Schrift demnach im wesentlichen keine neuen Gesichtspunkte aufstellt, so liefert sie doch einen wertvollen Nachtrag und Zusatz zu jenem Hauptwerke und ist außerdem schon als Urkunde einer Persönlichkeit vom Range Gobineaus zweifellos sehr beachtenswert. Ihre Bedeutung wird noch dadurch erhöht, daß ihr Verfasser in dem fünfundzwanzigjährigen Zeitraum, der zwischen der Abfassung des „Versuchs" und der „Ethnographie" liegt, sein ethnographisches Wissen durch eine Unsumme von persönlichen Einzelbeobachtungen bereichert hat. Langjährige Aufenthalte in den Hauptstädten Persiens, Griechenlands, Brasiliens, Schwedens und Italiens und weitläufige Reisen durch den Kaukasus, Neufundland und Neuschottland, Norwegen, Rußland, Kleinasien und die Türkei hatten ihm überreiche und höchst ergiebige Gelegenheit zu rassenkundlichen Forschungen geboten. Zu den ursprünglichen Einsichten, die er, nach eigenem Bekenntnis[1]), gleichsam als Instinkte bei der Geburt mitgebracht hatte, gesellte sich in diesen Wanderjahren teils berichtigend, noch öfter aber bestätigend der eigene Augenschein.

[1]) In der Vorrede zur zweiten Auflage des „Versuchs".

Andrerseits hatten ihn allerhand bittre Erfahrungen und schmerzliche Enttäuschungen mit seinen Landsleuten, vor allem auch die Erlebnisse während des deutsch-französischen Krieges und des politischen Umsturzes in Frankreich, seine alte Vorliebe für die germanischen Völker noch gesteigert, seine Abneigung gegen alles lateinische und keltische Wesen noch verschärft; was denn auch an manchen Stellen der „Ethnographie" sehr unverblümt zum Ausdruck kommt. Es fällt ihrem Verfasser ersichtlich schwer, von Lateinern und Kelten zu reden, ohne einen Ton bitterster Ironie anzuschlagen.

Wie schon betont, ist die „Ethnographie" ein Torso geblieben, worin der eigentliche Gegenstand, die Rassengeschichte Frankreichs, hinter allerhand Vor- und Seitenbetrachtungen noch zurücktritt. Die beiden vollendeten Stücke sind in der Hauptsache auf den großen Gegensatz: germanisch—lateinisch, für Gobineau gleichbedeutend mit: rassenhaft—rassenlos abgestimmt. Ein größerer Teil des ersten Stückes befaßt sich mit der allgemeinen Frage der Rassenmischung, ein anderer gibt einen Abriß der englischen Rassengeschichte und bemüht sich um den Nachweis, daß England durch lange Zeiträume von allen Ländern am reinsten germanisch geblieben sei. Auch eine Anzahl der übrigen Völker Europas werden der Reihe nach auf ihren Anteil an germanischem Blut hin gemustert; der überwiegend germanische Charakter der Elsaß-Lothringer wird hervorgehoben, das germanische Bluterbe als treibende Kraft im italienischen Volkstum festgestellt. Auch das zweite Stück, worin Gobineau dem engeren Thema endlich auf den Leib rückt, ergeht sich dann wieder in mancherlei Abschweifungen und gibt unter anderm ein umfassendes Bild von der Entartung und Sittenverderbnis des späten Römertums. Doch genug dieser Angaben! Schon das eben Gesagte mag es hinlänglich rechtfertigen, daß wir die vorliegende Schrift unter einem veränderten Titel erscheinen lassen. Gobineaus ursprünglicher Titel entspricht nun einmal dem vorhandenen Texte nicht und würde für alle Un-

eingeweihten, sofern sie daraus auf den Inhalt des Buches geschlossen hätten, zweifellos irreführend gewesen sein. Indem wir aber jene Überschrift als Untertitel beibehalten und zugleich auf den unvollendeten Zustand des Werkes hinweisen, glauben wir allen Anforderungen an Gewissenhaftigkeit und Deutlichkeit voll genügt zu haben.

Ein zusammenfassendes Urteil über die „Ethnographie", welches hier billigerweise seinen Platz finden mag, hat schon Schemann vorwegnehmend in seiner „Biographie" (II S. 534) gefällt: „Angesichts dieser grundsätzlichen und insbesondere auch zeitgeschichtlichen Gesamtbedeutung der Gobineauschen Ausführungen will es nichts besagen, daß er in Einzelheiten in subjektiver Auffassung befangen geblieben ist, der lateinischen Rasse zuviel aufgebürdet, den keltischen Anteil ihres Zivilisationswerkes — wie wir ja längst wissen — nicht gebührend gewürdigt hat.

„Überhaupt wollen wir uns auch für diese ganze Schrift wieder dessen erinnern, daß Gobineaus Lehren es einmal an sich haben, mehr im allgemeinen wahr als in allen Einzelheiten erweisbar zu sein. Seine rassenanalytischen Darlegungen zumal beruhen zum Teil immer auf Voraussetzungen und Daten, wie Wanderungen und Mischungen, die nicht urkundlich, sondern nur mittelbar überliefert, manchmal nur zu ahnen, zu errechnen, aus den anthropologischen Beständen herauszulesen sind. Dies einmal berücksichtigt, werden wir aber auch hier wieder staunen, welch einen unermeßlichen Vorrat geschichtlicher Tatsachen Gobineau zusammengetragen und beherrscht, wie er das Einzelne geistvoll zu verknüpfen, neu zu beleuchten und trefflich auszunutzen verstanden hat, so daß alles in allem die ‚Ethnographie' uns doch als eine wertvolle Ergänzung des Essai zu gelten haben dürfte.'

Es kann naturgemäß nicht meine Aufgabe sein, hier im einzelnen festzustellen, worin Gobineau mit seinen Ausführungen recht behalten, worin er geirrt und heute als überholt oder als widerlegt zu gelten habe. Eine solche Prüfung und Richtigstellung aller Einzelheiten darf den

Fachgelehrten der einschlägigen Wissensgebiete überlassen werden, um so mehr als in vielen der von Gobineau behandelten Fragen das letzte Wort wohl auch heute noch nicht gesprochen ist. Immerhin seien wenigstens einige Hauptpunkte kurz berührt und im Zusammenhang damit gleich ein paar Eigentümlichkeiten von Gobineaus Terminologie erläutert.

Da ist zunächst der *Rassenbegriff*. Über diesen war sich Gobineau schon so weit im Klaren, daß er Rasse weder mit Sprachgemeinschaft noch mit Volk oder Nation verwechselte, wie es heute selbst unter Gebildeten noch tagtäglich geschieht. Für ihn war Rasse ein naturwissenschaftlich-anthropologischer Begriff. Er verstand darunter eine Menschenart (oder -klasse oder -gruppe), die, von jeder anderen durch ihre körperlichen, seelischen und geistigen Eigenschaften *deutlich unterschieden*, an und für sich *dauernd unveränderlich* ist und nur durch Kreuzung mit artfremdem Blut die Dauerhaftigkeit ihrer besonderen Merkmale einzubüßen vermag[1]). In diesem engsten Sinne gab es für ihn nur drei Rassen, die weiße, die gelbe und die schwarze, von denen aber die weiße und bis auf spärliche Reste auch die gelbe längst nicht mehr in ursprünglicher Reinheit vorkommen. In einem weiteren und ungenauen Sinne jedoch nennt er Rassen bisweilen auch solche Völker, die zwar aus Mischlingen bestehen, in deren Blut aber eins der Grundelemente entschieden durchschlägt: so z. B. die ungarischen Magyaren (die er im „Versuch" [I S. 177] als „Mischlinge mit germanischer Grundlage" bezeichnet hatte und weiterhin als „weiße Hunnen, bei denen das germanische Element vorherrschte"); so auch die Basken, die Engländer u. a. m.

---

[1]) Vgl. S. 19 und „Versuch" I, S. 178.

Es ist bemerkenswert, daß Dr. Hans Günther, der Verfasser einer neuen und vielgelesenen „Rassenkunde des deutschen Volkes" (Lehmanns Verlag München 1926. S. 14), den Rassenbegriff folgendermaßen umschreibt: „Eine Rasse stellt sich dar in einer Menschengruppe, die sich durch die ihr eignende Vereinigung körperlicher Merkmale und seelischer Eigenschaften von jeder anderen Menschengruppe unterscheidet und immer wieder nur ihresgleichen zeugt." Man beachte, wie sehr diese Definition dem Sinne nach mit der Begriffsbestimmung, die sich aus Gobineaus Schriften gewinnen läßt, übereinstimmt.

Weil nach seiner Überzeugung die Germanen den weißen Urtypus am reinsten vertraten, hieß er die weiße und insbesondere die arische Rasse gelegentlich auch schlechthin die germanische. Weiß, arisch und germanisch treten mitunter als nahezu gleichbedeutende Namen auf. Um aber darin nicht einen Widerspruch zu dem oben Gesagten zu sehen, bedenke man wohl, daß Gobineau in solchen Fällen mit dem Worte G e r m a n e n nicht eigentlich das geschichtliche Volk, sondern vielmehr jene Menschengruppe bezeichnet, die man im heutigen wissenschaftlichen Sprachgebrauche homo europaeus und seit Deniker vorzugsweise die nordische Rasse nennt. Diese Rasse als die wirkende Kraft in aller geschichtlichen Entwicklung, als die Schöpferin und Vollenderin aller höchsten Menschheitskultur erkannt zu haben, bleibt ja Gobineaus ureigenstes Verdienst.

Mit der Bezeichnung „Finnen, finnische Rasse, finnisches Blut“, die in der vorliegenden Abhandlung sehr häufig begegnet, ist jeweilen nicht das heutige Volk dieses Namens gemeint, sondern die gelbe, inner-asiatische Rasse. Gobineau dachte sich ganz Europa als ursprünglich von der gelben oder finnischen Rasse besiedelt. Mit ihr hätten sich die keltischen und namentlich die slawischen Stämme, von Haus aus ebenfalls Angehörige der weißen Edelrasse, schon sehr früh und sehr ausgiebig gekreuzt, wodurch sie beide, unter schwerer Einbuße an Kulturfähigkeit, auf eine Mittelstufe zwischen Weißen und Gelben herabsanken. Diese Anschauung läßt sich, allerdings mit einigen Einschränkungen, auch heute noch verfechten. Nur daß man die von Gobineau sogenannte finnische Rasse neuerdings einerseits die rundköpfige, alpine oder ostische (nach Günther) und andererseits die ostbaltische (nach Nordenstreng) nennt. Aber ostische und ostbaltische Rasse bringt man auch heute noch mit der innerasiatischen in irgendwelchen Zusammenhang[1]).

[1]) So schreibt Günther in seinem bereits erwähnten Buche S. 268: „In Europa, dieser Halbinsel Asiens, wäre der asiatische Menschenschlag also durch die ostische (alpine) und die ostbaltische Rasse vertreten.“ (Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, Lehmanns Verlag, München 1926.)

Im selben Werke (S. 338) heißt es: „Die ‚Kelten‘, auf welche die germanische Landnahme stieß, waren vermutlich meist ostisch-nordische Mischlinge. Sie wurden Knechte, ihr

Eine mediterrane oder westische Rasse hat Gobineau noch nicht gekannt. Er sah in den sogenannten lateinischen Ländern (ihrem wichtigsten Verbreitungsgebiet) zunächst nur die schrankenlose Blutvermischung und empörte sich darüber, daß man angesichts einer solchen Rassenanarchie überhaupt von einer „lateinischen Rasse" zu sprechen wage. Seine diesbezüglichen Ausführungen sind auch heute noch durchaus beherzigenswert, wie schon der Unfug beweist, der immer wieder mit dem Schlagwort „lateinische Rasse" und „lateinisches Blut" zu politischen Zwecken getrieben wird. Um übrigens dem leidenschaftlichen und bisweilen geradezu höhnischen Tone dieser Ausfälle gerecht zu werden, muß man sich erinnern, daß sie, wie Schemann (Rassenwerk S. 303 f.) gezeigt hat, als Abwehr gegen germanenfeindliche Kundgebungen gewisser französischer Historiker (vor allem B. Guérards) zu verstehen sind. Endlich scheint es, nach dem Bilde zu urteilen, welches neuere Forscher vom Charakter der mediterranen oder westischen Rasse entwerfen, daß manche der Wesenszüge, die dem französischen Grafen an den Lateinern (alten wie neuen) so sehr mißfielen und die er aus ihrer Rasselosigkeit herleiten zu müssen glaubte, tatsächlich doch rassisch, nämlich eben westrassisch bedingt sind.

Man hat Gobineau mit Recht vorgehalten, daß er ganz allgemein die rassische Veränderung (die sogenannte Entartung) der Völker zu einseitig auf Kreuzung und Vermischung mit fremdrassigem Blut zurückgeführt und den durch Auslese (Zuchtwahl) verursachten Rassenwandel im Schoße einzelner Nationen viel zu wenig berücksichtigt habe. So schreibt Schemann (Rassenwerk S. 375) mit Bezug auf England: „Den Blutswandel der Engländer stellt Gobineau zu einseitig auf die Zuwanderungen von auswärts, insbesondere von Frankreich her; das reichlich

---

Blut erhielt sich. Aus solchen Verhältnissen erklärt sich die frühe gründliche Zerkreuzung der Ostrasse."

Die Slawen betrachtet Günther als anfänglich vorwiegend nordische, später nordisch-ostbaltisch gemischte Völker, in denen aber die ostbaltischen Bestandteile heute überwiegen. (Vgl. „Rassenkunde des deutschen Volkes", S. 270.)

so wichtige innerenglische Phänomen der allmählichen Zurückdrängung des normännischen Elementes durch das angelsächsische, auf das neue englische wie nichtenglische Forscher mit Recht die Hauptveränderungen zurückgeführt haben, übersieht er." Dabei führt Schemann auch das Urteil Karl Vollgraffs[1]) an, daß alles Große der englischen Nation und Geschichte von den Normannen kommt, und daß deren Zurückdrängung durch das sächsische Element eine verhängnisvolle Wendung für das Engländertum bedeute. Insbesondere soll nach Vollgraff der Geist der Maschine, die seelenlose Ausbeutung von Natur und Menschen, unmittelbar auf die Angelsachsen zurückzuführen sein.

Schemanns eben erwähnte Bedenken beziehen sich zwar auf den „Versuch", gelten aber ohne weiteres auch für das in der „Ethnographie" über England Gesagte. Im Hinblick auf die letztgenannte Schrift bemerkt dann Schemann (Biographie II S. 535): „Einer der Haupteinwände, die wissenschaftlich dagegen zu erheben wären, ist der einer falschen anthropologischen Einschätzung der Engländer, deren keltisches Element Gobineau ohne Zweifel zu kurz tut, deren iberisches er gänzlich beiseite läßt. Eine so gleichartig germanische Beschaffenheit, wie er annimmt, dürfte nie bestanden haben." Umgekehrt betont Schemann (Rassenwerk S. 374), Gobineau habe die germanische Blutsgrundlage der Deutschen entschieden unterschätzt.

Man wird diesen Einwänden sicherlich nur beistimmen können. Immerhin hat Gobineau auch mit seinem Urteil über Englands und Deutschlands Rassenbestände wohl übers Ziel hinaus, aber dennoch nicht ins Blaue geschossen. Hans Günther, den man in dieser Sache schwerlich einer Voreingenommenheit zugunsten der Engländer zeihen wird, vermutet zwar, daß in Deutschland der nordische Einschlag[2]) etwas mehr über das ganze Volk verteilt sei als in England, wo er vielmehr der Oberschicht anzu-

[1]) Aus dessen „Versuch einer wissenschaftlichen Begründung der Ethnologie durch die Anthropologie", Bd. II, Marburg 1853.

[2]) Er soll nach Günther 50—55 Prozent betragen.

gehören scheine[1]), gibt aber zu: „England scheint heute verhältnismäßig etwas mehr nordisches Blut zu haben als Deutschland (?), jedoch im Gesamterbe kaum mehr als sechzig Prozent; doch scheint in England die Zahl reinrassig nordischer Menschen verhältnismäßig noch größer zu sein"[2]). Die vorsichtige Ausdrucksweise, deren sich Günther bei seinen Angaben bedient, läßt im übrigen genugsam durchblicken, daß es ein sicheres, auf unanfechtbare Erhebungen gegründetes Wissen in dieser Frage noch nicht gibt.

Dagegen könnte man, bei der erwiesenermaßen hochgradigen Nordrassigkeit der skandinavischen Völker[3]), sich füglich wundern, wenn Gobineau England hinsichtlich seines nordischen Bluterbes den Vorrang selbst vor Norwegen und Schweden zuerkennt; um so mehr als er ja diese beiden Länder aus eigner Anschauung ziemlich gründlich kannte. Ob er in betreff der Skandinavier sich getäuscht und allzu „schwarz" gesehen habe, oder ob die Statistik ein übertriebenes Bild von ihrer „Helligkeit" vermittelt, sei den zuständigen Fachleuten zur Entscheidung überlassen. Zum Beweise jedoch, daß Gobineau auch hier auf dem richtigen Wege war, und um den Standpunkt, den er in dieser Frage einnahm, ins rechte Licht zu rücken, ziehen wir noch eine Stelle aus dem „Versuch" (IV S. 184) heran, allwo es heißt: „Gleichwohl ist es nicht zweifelhaft, daß man noch heute in der leiblichen Erscheinung, in der Sprache und im Staatsleben der Schweden, und vor allem der Norweger, die meisten Spuren des entschwundenen Daseins der edlen Rasse par excellence auffinden kann: Die Geschichte der letzten Jahrhunderte mag dies bezeugen. . . . Wenn die norwegischen und schwedischen Völker zahlreicher wären, würde der Geist der Initiative, der sie noch immer beseelt, vielleicht nicht ohne Folgewirkungen sein; aber sie werden durch ihre Zahl zu einer

[1]) Rassenkunde Europas, Lehmanns Verlag, München 1926, S. 81.

[2]) Ebenda S. 190.

[3]) Hans Günther (Rassenkunde Europas S. 85) schreibt: „Man wird im Bluterbe des schwedischen Volkes vielleicht mehr als 80 Prozent nordisches Blut annehmen dürfen, in Norwegen etwa 80 Prozent."

wahren sozialen Ohnmacht verurteilt; und so kann man denn behaupten, daß der letzte Sitz germanischen Einflusses nicht mehr unter ihnen zu suchen ist. Er ist nach England verlegt worden." Kein Zweifel: Schon die Tatsache einer britischen Weltmacht mußte Gobineau, seinen Grundanschauungen gemäß, dazu führen, England sozusagen a priori für den mächtigsten Hort germanischen Blutes zu erklären. Daß ihn diese Stellungnahme indessen nicht zu einer blinden Verherrlichung der Engländer verleitete, erhellt schon aus folgenden Worten, die er mit Hinblick auf das englische Reich („Versuch" IV S. 199) geschrieben: „Sicherlich ist dies weder der glänzendste, noch der menschlichste, noch der edelste unter den europäischen Staaten gewesen, aber er ist noch heute der lebenskräftigste unter ihnen."

Zuletzt liegt überhaupt nicht soviel daran, ob bei dem oder jenem Volke das nordische Bluterbe zurzeit ein paar Prozente mehr oder weniger ausmacht. Zweifellos viel dringender und für die Zukunft der Menschheit weit bedeutsamer ist ja die Frage, ob und wie es möglich sei, die rassisch wertvollsten Elemente bei allen Völkern vor der drohenden Allvermischung oder anderweitigem Rassentode zu bewahren. Und in dieser Hinsicht muß man allerdings wünschen, daß Gobineau mit seinen düstern Zukunftsbetrachtungen gründlich Unrecht behalten möchte. Ein seichter Optimismus ist hier gewiß am allerwenigsten angebracht. Indessen kann die Tatsache, daß weite Kreise des Volkes heute auf die Rassenfrage aufmerksam geworden sind und sich mit den Ergebnissen der Forschung vertraut machen, doch vielleicht zu der Hoffnung berechtigen, daß die Gefahr der „Entnordung" noch beizeiten erkannt und, bevor es endgültig zu spät ist, wenigstens teilweise abgewendet werde. Ich wüßte nicht, auf Grund welcher andern Hoffnungen diejenigen, die nicht geradezu auf Wunder harren, für die kommenden Zeiten noch irgendein Heil erwarten.

Vorrede.

Man hat viel von den volklichen Ursprüngen Frankreichs gesprochen. Es ist eingehend davon die Rede gewesen, welche Rassen dazu beigetragen, dieses Land zu bevölkern; und namentlich in Hinsicht auf Selbstverherrlichung haben es die einheimischen Schriftsteller an schwungvollen Phrasen niemals fehlen lassen. In Wirklichkeit aber und bezüglich einer ernsthaften Untersuchung der Elemente, woraus die Bevölkerung zwischen Meer und Alpen einerseits, der flandrischen Ebene und den Pyrenäenhöhen andrerseits in ihrer heutigen Beschaffenheit hervorgegangen, ist bisher fast nichts geleistet worden[1]).

Es ist in jeder Hinsicht ein Übelstand, wenn eine Nation sich selber nicht kennt. Sie hat ihre Ahnen und Vorfahren und sollte ein möglichst gründliches Wissen von ihnen besitzen. Sie hat ihre Familiengeschichten und würde gut daran tun, sie vor der Vergessenheit zu bewahren. Man liebt es heute (in Frankreich), sich von den alten Galliern herzuleiten, spricht mit Bewunderung von der Vorliebe dieser abenteuerlichen Gesellen für Beredsamkeit und Krieg. Ganz schön! Weit besser noch wär' es freilich, wollte man einmal gewissenhaft nachforschen, was diese Gallier denn an und für sich und eigentlich für Menschen waren, und erkunden, welcherlei Einflüsse ihr Blut seit dem Altertum erfahren hat, welche Veränderungen ihrer Sinnesart daraus erfolgen mußten, wie die Römer in den verschiedenen Abschnitten ihrer Geschichte über sie gedacht und was für Widersprüche diese nach und nach erfolgenden Urteile herbeigeführt haben. Namentlich wäre es

[1]) Wie Schemann (Rassenwerk S. 292 und S. 458) gezeigt hat, traf diese Behauptung nicht zu.

notwendig, einmal so genau wie möglich zu berechnen, ein wie großer Anteil dem gallischen Wesen in den volklichen Verbindungen nach den ersten Jahren der römischen Kaiserzeit zukommt. Ferner sollte man die mannigfachen Zuflüsse, die den großen allgemeinen Strom der französischen Wesensart beständig und je länger desto mehr beeinflußt und abgewandelt haben, im einzelnen entwirren, aufzählen und erkennen. Vor allem aber, und noch mit viel größerem Nutzen, müßte man sich auf eine umständliche Beschreibung der einzelnen Stammeseinheiten, der vereinzelten Gruppen einlassen, deren Mit- und Nebeneinander das heutige Volksganze ausmacht. Nichts dergleichen ist bisher versucht worden, und es steht zu hoffen, daß man sich eines Tages damit befassen werde. Es fehlt weder an Urkunden noch sonst an Hinweisen und Fingerzeigen aller Art, um eine solche Untersuchung fruchtbar zu machen. Und sicherlich hindert uns nichts, vor Frankreichs Augen ein Gesamtbild aufzurollen, das eben diesem Frankreich vollkommen ähnlich sähe. Frankreich würde zweifellos nur gewinnen, wenn es sich selber derart kennen und beurteilen lernte; und eben in dieser Hinsicht ist das Buch, das Jacques de Boisjoslin herausgegeben hat, durchaus lesens- und beachtenswert. De Boisjoslin verarbeitet gewissermaßen die ersten Forschungsergebnisse, und seine Arbeit verdient in hohem Maße unsere Teilnahme, wäre es auch nur als Ausgangspunkt einer ebenso neuen wie bedeutsamen Forschungsweise. Ich freue mich des Anlasses, den mir de Boisjoslins Buch bietet, diesen bedeutenden Gegenstand hier meinerseits zu betrachten[1]).

---

[1]) Diese Vorrede eröffnet im Urtext das erste der beiden erhaltenen Stücke. Mit Rücksicht auf die Buchform ist sie hier vorangestellt.

Erstes Stück.

I.

Als ich vor nunmehr vielen Jahren mein Buch über „Die Ungleichheit der Menschenrassen" veröffentlichte, machten sich einige Geschichtschreiber bereits eine Art Pflicht daraus, das Wort „Rasse" auszusprechen, wenn sie auf den ersten Seiten ihres Werkes sich etwa genötigt sahen, das Volk, mit dem sie sich zu beschäftigen hatten, aufs bestmögliche zu umschreiben. Dieses Wort Rasse erhielt bei ihnen freilich einen ganz eigenen geheimnisvollen Anstrich. Unverkennbar gefielen sie sich darin, es in den Mund zu nehmen. Sie brachten es jeweilen mit ganz besonderem Nachdruck hervor, ohne es indessen näher zu erläutern. Sie wagten nicht, es allzuscharf oder von allzunah zu besehen; ließen sich verworren über die Wichtigkeit aus, die sie selber ihm beilegten und die ihre Leser auf ihre bloße Versicherung hin ihrerseits verstehen sollten. Nachdem sie dann in ihrer Vorrede oder höchstens noch in ihrer Einleitung solche Zauberworte wie: die angelsächsische Rasse, die gallische Rasse, die germanische Rasse, hatten fallen lassen und in dunklen Ausdrücken den beträchtlichen Einfluß gerühmt hatten, den die Rassenzugehörigkeit auf das gesamte Leben und die Entwicklung der Geschlechterfolgen ausübt, ließen sie weiter nichts davon verlauten, gingen zu andern Dingen und Betrachtungen über und kamen auf ihren Ausgangspunkt so wenig mehr zurück, als ob sie ihn niemals berührt hätten. Und da denn, trotz der eingangs gegebenen Versicherung, wie bedeutend der Einfluß der Rasse sei, von der Wirksamkeit dieser Rasse weiter nicht die Rede war, dachte man in der Folge nicht mehr daran. Die Wahr-

heit aber war, daß die Leute dunkel das Dasein eines geschichtlichen Elementes fühlten, dessen Druck auf die Menschen, dessen Anteil am Zustandekommen der Ereignisse, dessen Wirkungsbereich, dessen Grenzen, ja was sag, ich, dessen Wesen sogar ihnen vollkommen unbekannt war. Sie stellten ein Wirkendes fest, daß sich ihrem nachdenkenden Verstande aufdrängte; allein es gelang ihnen nicht, drüber hinauszukommen. Die Ursache ist einfach und leicht einzusehen. Rassenkundliche Untersuchungen, auf die Geschichte der Menschheit angewandt, waren damals noch nicht angestellt worden. Zwar hatte die Physiologie[1]) bereits einen durchaus brauchbaren Grund für eine sichere Beobachtungsweise gelegt oder doch zu legen sich bemüht; indessen war über dies Gebiet nur ein einziges Werk vorhanden, das höchst unvollständig, sehr oberflächlich und vor allem von vornherein zur Unfruchtbarkeit verurteilt war, weil es in einseitig vorgefaßter Weise einen Nachweis anstrebte, der mit Wissenschaft überhaupt nichts zu schaffen hat. Ich spreche von dem Buch, das der amerikanische Gelehrte Prichard herausgegeben[2]).

Was ihn vornehmlich beschäftigte, das war: die völlige Einheit der menschlichen Gattung festzustellen. Daß die Menschen allesamt von ein und demselben ersten Paare abstammten, solches zu beweisen, war das große, ja einzige Anliegen des Verfassers. Da sich nun unter dem physiologischen Wissensgut kein direkter Beweis weder dafür noch dagegen findet, da auch die Geschichte nichts darüber weiß, da diese Frage überhaupt gänzlich außerhalb alles Erfahrbaren liegt, Prichard jedoch durchaus Belege für seinen Satz finden wollte, tat er, was in dergleichen Fällen alle Theoretiker zu tun pflegen: Er deutete alle möglichen Tatsachen im Sinne seiner Lieblingsmeinung um und wollte nur dasjenige darin sehen, was diese Meinung zu stützen vermochte oder was, scheinbar,

[1]) Anatomie.

[2]) „Researches into the physical history of mankind" (erste Auflage von 1813). Prichard war übrigens Engländer.

zu ihren Ungunsten hätte ausgelegt werden können. Die Folge davon für den ganzen Umfang seiner Arbeit ist eine linkische und ungeschickte Anstrengung, die dem wirklich vorhandenen Wissen, den zahlreichen Untersuchungen, den bequem sich darbietenden, aber nachlässig durchgeführten Vergleichungen, die das Verdienst des gelehrten Amerikaners ausmachen, nicht geringen Abbruch tun.

Ich weiß nicht, ob sich auf dem Felde der Wissenschaft jemals ein Mittel darbieten wird, eine solche Haupt- und Kernfrage, wie die nach dem Ursprung des Menschen, mit Gewißheit zu lösen. Außer allem Zweifel steht, daß es bis auf diesen Augenblick keine Möglichkeit gibt, etwas darüber auszusagen; es wäre denn mittelst einer bloßen Mutmaßung und Annahme. Nun darf man sich aber, vom rassenkundlichen Standpunkt aus, derart müßiger Nachforschungen gänzlich entschlagen, da sie ja im Voraus zur Ohnmacht und Unfruchtbarkeit verurteilt sind. So hab' ich mich denn unter Verzicht auf alle derartigen Vermutungen genau an die Untersuchung der tatsächlich vorhandenen Rassen gehalten, die scharf bestimmt, deutlich voneinander gesondert und in keiner Weise auf ein- und dieselbe Urform zurückzuführen sind. Und ohne mich im geringsten darum zu kümmern, ob der Schwarze, der Weiße und der Gelbe einen gemeinsamen oder einen getrennten Ursprung haben oder nicht, unterwerf' ich mich in diesem Punkte ganz und gar der theologischen Anschauung und betrachte lediglich die Folgen des heutigen Tatbestandes, die ich festzustellen vermag und an denen mir allein gelegen ist. Unter diesen Folgen find' ich die körperlichen, die sittlichen und die geistigen Verschiedenheiten und als Ergebnis all dieser Unterschiede die eigentümlichen Gemüts- und Willensrichtungen, die Sitten und Gewohnheiten, die politischen Einrichtungen, die besonderen Äußerungsformen des Machtwillens bei jeder einzelnen menschlichen Spielart, ihre Neigung oder Abneigung, ihre angeborene Fähigkeit oder Unfähigkeit zum Schrifttum und den schönen Künsten, endlich ihr Streben nach

der einen oder andern Gesittungsform oder umgekehrt ihr ausschließlicher Hang zu Roheit und Barbarei.

Indem ich die sämtlichen Eigentümlichkeiten eines jeden Rassenbildes so weit wie möglich derart verfolgte, bin ich zur Erkenntnis einer Tatsache gelangt, die man bisher außer acht gelassen, und zwar so völlig, daß man, wo es doch unmöglich war, sie zu übersehen, bisher keinerlei Folgerungen daraus gezogen hat: ich meine die Rassenmischungen. Man wußte sicherlich, daß aus der Vereinigung weißer und schwarzer Menschen der Mulatte hervorgeht, aus der Vermischung gelber und schwarzer der Malaie, daß der Weiße und der Gelbe zusammen wieder eine andere Mischform erzeugen, die weder malaiisch noch mulattisch, weder weiß noch gelb noch schwarz ist. Man bemerkte aber nicht, daß derartige Vermischungen bereits lange vor Beginn der Geschichte erfolgt sind, und daß die so entstandenen Mischlinge die ganze Welt bevölkern. Vor allem beachtete man nicht, daß die ersten Spielarten weitere Spielarten zweiten, dritten, vierten Grades und so fort bis ins Unendliche hervorgebracht haben und unablässig noch hervorbringen. Man übersah ferner, daß die Körperformen des weißen, des schwarzen oder des gelben Menschen, indem sie durch so mächtige Umgestaltungen hindurchgehen, sich fortwährend verändern und wandeln, daß die ursprünglichen Typen allmählich Myriaden von weniger ausgeprägten Typen Platz machen, die mehr oder weniger vermischt erscheinen und beständig umgeschmolzen und umgemodelt werden, und daß endlich, da dies Durcheinanderwirbeln menschlicher Formen und Werte schon in vorgeschichtlichen Zeiten begonnen, niemals nachgelassen, noch immer fortdauert und voraussichtlich fortdauern wird, solang es eine Menschheit gibt, ein sehr bedeutender Abstand besteht zwischen dem Werte eines reinrassigen und dem eines mischrassigen Menschen. Denn der erste ist im Vollbesitz seiner sittlichen und körperlichen Rasseneigenart, die sich in ursprünglicher, ungeminderter Kraft und Ganzheit erhalten hat; wogegen der

zweite, der im Grunde doch nur ein mehr oder weniger buntscheckiges Gemisch aus allerlei (vielfachen Spielarten entnommenen) äußeren Formen und seelischen und geistigen Fähigkeiten darstellt, von all diesen Formen und Fähigkeiten lediglich einzelne Bruchstücke besitzt. Diese Bruchstücke sind desto zahlreicher, desto zerstückelter, desto kleiner, desto unzusammenhängender, je verschiedenartiger die Mischformen nicht nur ersten, sondern zweiten, dritten, vierten usw. Grades sind, die die Bausteine für das zusammengesetzte Wesen solch eines Menschen abgegeben haben.

Da nun viel daran liegt, daß man sich mit dieser Wahrheit völlig durchdringe, will ich hier ein Beispiel anführen, das in der Art, wie ich es darstelle, zwar nur ausgedacht ist, sich aber gleichwohl in der geschichtlichen Wirklichkeit leicht nachweisen ließe. Ohne gleich in eine Vergangenheit hinaufzusteigen, wo der geschichtliche Blick die Dinge nur noch mit äußerster Mühe unterscheiden kann, stell' ich dem Leser nunmehr einen Menschen vor, der sich in der römischen Provinz angesiedelt hat, d. h. in jenem Gebiet, das heutzutage Provence oder Haut Languedoc heißt. Er ist Römer, ein ausgedienter Legionär, was man damals einen Veteranen nannte. Man hat ihm ein Stück Ackerland angewiesen und ein Haus dazu. Er läßt sich nieder und geht, wie man zu sagen pflegt, eine rechtmäßige Ehe ein. Ich sagte soeben, er sei Römer, und als solcher wird er in der Tat bezeichnet. Eigentlich ist er aber in Syrien geboren, von syrischen Eltern stark semitischer Abstammung, und unter seinen Vorfahren finden sich Negerinnen. Seine Gattin, die er geheiratet hat, seitdem er Grundbesitzer geworden, ist eine Gallierin aus niedrigem Stande, und ihre Ahnen sowohl väterlicher- wie mütterlicherseits haben eine Beimischung finnischen Bluts. Die rassischen Ausgangspunkte der beiden Gatten sind also folgende: Semitisches Weiß, Weiß mit finnischem Einschlag, Gelb, Schwarz. Und all diese vielfach gekreuzten Erbanlagen haben sich, ausgehend von dem

schon reichlich verwickelten Knoten, den sie bei jenem Paare bildeten, bis auf unsere Zeit herab fortgepflanzt und im Lauf der Jahrhunderte durch neue Verbindungen mit den Erbanlagen aller möglichen andern Völker verquickt: z. B. der Freigelassenen slawischer Herkunft, wie sie die alte Welt von allen Seiten herbeiführte; der griechischen Abenteurer, wie man sie in Marseille, Nizza, Antibes massenweise herumlaufen sah; der Ligurer, die in jenem Gebiet zuhause waren; der Iberer, die der Westküste entlang aus Spanien gekommen waren; der Afrikaner, Numider und andrer, die im römischen Heere dienten; weiterhin der germanischen Barbaren, der Westgoten, dann der Burgunder, die schon, ehe sie Deutschland verließen, stark verslawt waren, dann der Franken, die seit Chlodwigs Eroberungen ganz Gallien durchstreiften; ferner der Sarazenen, die um das neunte Jahrhundert anlangten und über zweihundert Jahre lang das Land besetzt hielten; drauf der Picarden und Champagner, welche zum Ersatz der besiegten und ausgeplünderten Albigenser einwanderten; schließlich der Italiener, Byzantiner und der türkischen Sklaven. Und aus der unaufhörlichen Verquickung all dieser verschiedenartigen Elemente, die immer wieder und wieder hin- und hergerührt, durch- und ineinander gemengt wurden, bis jedes einzelne sich gleichsam zu bloßen, losen und stets beweglichen Atomen ohne innern Zusammenhalt verflüchtigt hatte, ergab sich zuletzt innerhalb ein und derselben Nachkommenschaft eine ganz unerhörte Veränderlichkeit der körperlichen Formen und eine noch unerhörtere der sittlichen Anlagen.

Was ich soeben für die Provence und das Gebiet des Haut Languedoc ausgeführt habe, hätte ich ebensogut für viele andere Gegenden Süd- und Mittelfrankreichs ausführen können. Die Großstädte, und obenan Paris, würden mir noch zu ganz andern Schlüssen in diesem Sinne Anlaß geben, indem an diesen Stätten schrankenloser Menschenvermischung die Verquickung der Rassen viel rascher und gründlicher vor sich geht als an jedem

andern Orte. Und so kann und muß man denn diesen Satz aufstellen: Alle erdenklichen, normalen oder abnormalen Schädelformen, alle körperlichen Eigentümlichkeiten, die von den unterschiedlichsten Rassen und insonderheit von der Verwischung der rassischen Merkmale herrühren, finden sich in den Großstädten und vor allem in Paris, und zwar Hand in Hand mit der vollständigsten sittlichen und geistigen Zersetzung, die damit eben aufs genaueste zusammenhängt.

II.

Die Rassenkunde, als eine äußerst junge Wissenschaft, ist naturgemäß manchen Verirrungen ausgesetzt; und es darf uns nicht wundernehmen, wenn sie sich mitunter in den Händen der ärgsten Schwätzer sehen läßt. Von Haus aus ist sie zwar durchaus wissenschaftlich, aber die Mathematik ist es ja gleicherweise, was sie doch nicht daran gehindert hat, erstmals unter der Führung von Sterndeutern und Horoskopstellern aufzutreten, also von Leuten, die ihr ziemlich lange den übel verdienten Ruf einer baren Phantasterei einbrachten. Man muß es der Rassenkunde daher zugute halten, wenn man sie noch hin und wieder durch Schwatzbasen bloßgestellt sieht. Sie wird ihren Kinderjahren rasch entwachsen und gar bald nur noch der Aufsicht und Pflege von Männern unterstehen. — Zurzeit legt man ihr, unter andern Dingen, noch diese Behauptung in den Mund: Die Rassenvermischung sei von allen möglichen Verbindungen die glücklichste. Und zum Beweise dessen macht man geltend, daß die Engländer das meistgemischte Volk Europas seien, und daß die britische Bevölkerung nach dem allgemeinen Urteil ganz besonders tauglich sei. Die Engländer haben die Artigkeiten, die ihnen von allen Seiten gesagt wurden, gerne unterschrieben und bereitwillig wiederholen sie jetzt: „Sehet doch, welche Mischlinge wir sind, und wie ausgezeichnet trotzdem das Ergebnis ist."

M. de Maistre hat irgendwo gesagt, daß die englische Trompete das lauteste Instrument der uns bekannten Welt sei. Mit dem Vorbehalt, daß die französische Querpfeife kaum weniger Lärm macht, muß man zugeben, daß diese Aussage eines Generals über die britische Welt[1]) bei den zahlreichen Rassenelementen, aus denen sie sich zusammengesetzt wähnt, und der gerechten Genugtuung, die sie darüber empfindet, nicht wenig dazu beiträgt, diese Lehre zu stützen und auszubreiten: daß eine Nation um so vollkommener wird, je vielfältiger ihr Blut sich mischt. Eine kurze und selbst oberflächliche Prüfung reicht hin, um eine Lehre, die auf so schwachen Füßen steht, in ihrer ganzen Nichtigkeit erscheinen zu lassen. Wo immer durch irgendwelche Verbindung eine beliebige Anzahl verschiedenartiger Elemente zu ein und demselben Ganzen vereinigt werden, kann nichts anderes herauskommen, als daß all diese einzelnen Möglichkeiten durch die Gesamtheit der andern und die Besonderheit jeder einzelnen eingeschränkt und ihrer Kraft und Wirksamkeit beraubt werden. Nichts ist einleuchtender, nichts liegt offener zutage. Man kann zweifellos einräumen, daß z. B. bei der Vermischung von Weißen mit Negern die Nachkommen in gewissem Betrachte höher stehen als die Neger, aber ohne alle Widerrede werden sie tiefer stehen als die Weißen; und die langjährigen Erfahrungen, die man über das sittliche Verhalten und politische Leben der Mulatten hat sammeln können, sollten in dieser Hinsicht keinen Zweifel mehr übrig lassen. Die Vermischung bringt also keinen unbedingten Vorteil, auch nicht nach der Hypothese, die für die Mischlinge am allergünstigsten lautet. Man muß sogar noch beifügen, daß, wenn der Mulatte sich dem Schwarzen gegenüber als überlegen erweist, er es nur in dem Sinne ist, daß er, dem Weißen näherstehend (als jener), fähiger erscheint, dessen eigentümliche Begriffswelt aufzufassen und — übrigens in einem sehr be-

[1]) Diese ganze Stelle ist reichlich dunkel; es scheint eine Verschreibung oder ein sonstiges Versehen Gobineaus vorzuliegen. Gemeint ist jedenfalls Joseph de Maistre, der politische und religionsphilosophische Schriftsteller. Dieser war aber nicht General.

schränkten Maße — anzuwenden. Andrerseits muß man anerkennen und zugestehen, daß eben dieser Mulatte weder die Leibeskräfte noch die besondere Lebensfähigkeit des Negers besitzt; wie er auch das Unbedingte der Empfindungen und Eindrücke, das jenem eigen ist, ganz und gar eingebüßt hat. Er ist, wie man zu sagen pflegt, intelligenter geworden; das heißt, er nähert sich mehr demjenigen, was der Weiße schätzt, gutheißt und auszuüben versteht. Gleichzeitig aber ist er weniger tatkräftig als der Schwarze; und wenn er bis zu etwelchem Grade (freilich bei weitem nicht so sehr, wie man uns bei gewissen Gelegenheiten hat weismachen wollen) die geistige Stumpfheit und das Ungestüm der Negerinstinkte abgeschüttelt hat, so ist er zugleich auch jener heiteren Ruhe und gleichmäßigen Sanftmut verlustig gegangen, einer Folge des harmonischen Gleichgewichts, das normalerweise zwischen den wenig zahlreichen und fast elementaren Fähigkeiten des Negers herrscht.

Was für eine so einfache Verbindung wie die von bloßem Schwarz und Weiß zutrifft, das gilt in noch viel höherem Maße und in vollkommen überzeugender Weise, sobald man einen so verwickelten Mischmasch betrachtet, wie es das englische Blut seiner Zusammensetzung nach angeblich ist. Hier wären ja nicht bloß zwei Elemente vorhanden, sondern eine schier unbegrenzte Anzahl von Bestandteilen, die sich alle gegenseitig einschränkten, widersprächen und feindlich gegenüberständen, sich nicht etwa wie die einzelnen Nummern eines Kataloges in friedlichem Nebeneinander zu einem Ganzen fügten, sondern vielmehr einander durchdringen, umschlingen und schließlich eine Verwirrung anrichten würden, die sicherlich nicht imstande wäre, den einheitlichen unbiegsamen Charakter der Engländer hervorzubringen, wie ihn die Geschichtschreiber beobachtet und mit Bewunderung überliefert haben. Es kann demnach keineswegs richtig sein, daß die Engländer von allen Völkern Europas das gemischteste sind. Vielmehr läßt sich gar leicht und mit wenigen

Worten das Gegenteil erweisen. Das will ich denn tun und zwar um so lieber, als dabei für den Gegenstand der vorliegenden Arbeit ein höchst lehrreicher Vergleichspunkt herauskommen wird.

Als Cäsar nach Großbritannien kam, fand er daselbst zweierlei Bevölkerung vor. Die eine, die für einheimisch galt, war armselig, halb wild, ohne feste Städte und Hilfsquellen, ein Haufe hungriger Landstreicher; die andere, herrschende war tatkräftig, kriegerisch, wohlhabend und gesund und bestand aus Belgiern, die von Galliern, aber von stark germanisierten Galliern, herstammten. Das römische Reich legte ihnen sein Joch auf und brachte ihnen Kolonien ins Land. Was für welche? Kohorten batavischer Veteranen in großer Zahl, d. h. neue Zuschüsse germanischen Blutes. Kurze Zeit verstrich, dann erfolgte abermals eine zahlreiche Einwanderung: diejenige der sächsischen Stämme. Die römische Verwaltung glaubte, den Gebieten, die von diesen neuen Ankömmlingen besiedelt waren, eine eigene Verfassung geben zu müssen und setzte den „Präfekten des sächsischen Küstenlandes" ein. So lautete der Titel des Verwaltungsbeamten lange vor der Ankunft der Hengist und Horsa, deren Scharen die Siebenherrschaft aufrichteten. Die Ansiedler des sächsischen Küstenstriches scheinen allesamt aus Friesland, aus dem dänischen Seeland und den umliegenden Provinzen hergekommen zu sein. Auch die beiden Brüder, die das Bild des Pferdes im Wappen führten[1]), brachten ihre Leute aus jenen selben Gegenden herbei. Ohne daß man irgendeine längere Pause im Fortgang der Zuwanderungen nachweisen könnte, sieht man, wie der Norden der Insel bald neue Eindringlinge empfängt. Die Gebiete nördlich des Humberflusses und die am östlichen Meer[2]) gelegenen Landesteile fielen einem kühn entschlossenen Erobervolk in die Hände. Wer war dieses Volk? Die Dänen, deren Zahl bis zur Mitte des elften Jahr-

[1]) Hengist und Horsa.
[2]) Im Original, wohl versehentlich: mer occidentale.

hunderts beständig zunahm. Und nicht nur besetzten sie den Norden Englands, vielmehr waren sie überall etwas ins Landesinnere gedrungen. Den Belgiern, die seit langem germanisiert und je länger desto mehr mit germanischem Wesen durchsetzt waren, hatten sie bis herunter nach Wales einen germanischen Adel übergeschichtet. Schier in ganz Irland hatten sie dieselbe Umwälzung vollzogen und auch die schottischen Clans nicht unberührt gelassen. So kam es denn, daß eine breite und mächtige germanische Oberschicht, die fortwährend noch fester und dichter wurde, immer mehr und mehr die Bevölkerung bedeckte, die Cäsar einst unter dem Namen Bretonen gekannt hatte und die aus schon germanisierten Belgiern bestand. Das Bild zu vervollständigen bedarf es nur noch der letzten Pinselstriche. Es kommen noch hinzu die Normannen: Skandinavier, Norweger, der Kern und Ausbund des germanischen Blutes. In der Folge findet dann kein fremdvölkischer Einbruch, keine weitere Masseneinwanderung mehr statt und man kann sagen: das englische Volk ist fertig. Und ohne mögliche Widerrede darf von ihm behauptet werden, daß es unbedingt das meist germanische und rassisch einheitlichste Volk Europas ist.

III.

Das ganze Mittelalter hindurch lebt es entsprechend dieser blutlichen Grundlage. Sie zwingt es in eine ganz eigene Richtung, die es kaum jemals verläßt. Die ihm blutverwandten germanischen Völker sind es, denen es sich zuwendet. Nur mit den Niederlanden, mit Dänemark und dem heiligen römischen Reich deutscher Nation mag es sich verstehen, vertragen und verbünden. Und diese unbedingte Vorliebe, die es im 16. Jahrhundert dem Protestantismus in die Arme treibt, dauert bis ans Ende des 17. Jahrhunderts fort, da es denn auf einmal unschlüssig wird und zu schwanken beginnt. Hinfort sieht man, wie England von Zeit zu Zeit nach Frankreich hinüberblickt.

Zwar empfindet es nach dieser Seite hin vorerst weder Vertrauen noch Zuneigung; ja während des ganzen 18. Jahrhunderts flammt der Haß zwischen den zwei Ländern so hell auf wie je. Gleichwohl macht sich allmählich eine deutliche Voreingenommenheit beider für einander geltend, die es früher nie gegeben hatte, selbst damals nicht, als so und so viele aquitanische und anjovinische Provinzen an England angegliedert waren. Von nun ab nähern sich die beiden Länder gleichsam wider Willen einander. Seit Ende des napoleonischen Krieges ist es auf britischem Boden erlaubt, für Frankreich eine Sympathie zu bekunden, die ehedem Anstoß und Ärgernis erregt haben würde. Auch das Schrifttum greift nun ein. Lord Byron folgt mit Glanz und leidenschaftlichem Ungestüm den Beispielen, die bereits das 17. Jahrhundert, freilich noch etwas furchtsam, gegeben hatte. Und heute ist England nicht mehr allzuweit davon entfernt, in vielen Dingen nach Franzosenart zu fühlen und zu sprechen. Nicht nur wendet es sich nicht mehr so gerne wie ehemals den nordischen Völkern, der nordischen Politik, den gesellschaftlichen Sitten des Nordens zu; sondern nach dem zu urteilen, was es im Innern und nach außen hin tut, ist es anscheinend nicht mehr abgeneigt, das Beispiel, das ihm seine Nachbarin im Süden vormacht, nachzuahmen. Sein alter Parlamentarismus, die alten Formen seiner Freiheit, das alte Gleichgewicht seiner Satzungen und staatlichen Einrichtungen: alles scheint in die Brüche zu gehen, alles neigt mehr und mehr jenen laxeren Methoden zu, wofür seine Nachbarin auf dem Festland ihm das gefährliche Muster liefert. So muß man denn zum Besten Englands wünschen, daß es wenigstens noch die Kraft besitzen möge, nicht allzu rasch auf dieser unglücklichen schiefen Bahn hinabzugleiten.

Aus alledem ergeben sich uns zwei bedeutsame Tatsachen: Erstlich, daß das Germanenblut während des ganzen Mittelalters, wo es noch in reichstem Überfluß vorhanden war, das öffentliche wie das private Leben

der Engländer beherrscht und ihre Einrichtungen und Sitten ausgestaltet hat. Zweitens, daß dieser Zustand heute gestört ist, und daß man, soferne dabei die Wirksamkeit der Rasse im Spiel ist, füglich erklären darf, der vielhundertjährige Einfluß des Blutes sei nunmehr irgend einer Störung unterworfen, die unfehlbar durch den Einfluß eines andern, in gegensätzlichem Sinne wirkenden Blutes bedingt sein müsse.

Es ist in der Tat nicht schwer, die Ursache dieser Störung aufzuzeigen. Sie hätte zweifellos nicht stattgefunden, wenn die Engländer ein rein germanisches Volk geblieben wären. In diesem Falle würden sie unentwegt fortfahren, sich in der Jahrhunderte lang verfolgten Richtung weiterzuentwickeln. Wenn sie nach und nach von dieser Bahn abgekommen sind, so liegt das daran, daß sie neuerdings einen Einschlag nichtgermanischen Blutes enthalten. Dieser Einschlag war zuerst schwach, allmählich im Lauf der Zeiten ward er kräftiger, und heute kreist das fremdartige Blut in solcher Fülle im Schoße der englischen Nation, daß es ihre gesamten Lebensformen von ehedem in Schach hält. Man wird sich von der Wahrheit dieser Bemerkung sofort überzeugen können.

Die Urbewohner Großbritanniens, von denen uns Julius Cäsar ein so wenig schmeichelhaftes Bild entworfen hat, und die von den Belgiern niedergehalten waren, sind bei der Besitznahme des Landes durch die Römer nicht verschwunden. Als sich aus den Belgiern, den batavischen Ansiedlern, den frühesten sächsischen Einwandrern und einer gewissen Anzahl römischer Kaufleute, Beamten und Bankherren die neue Gesellschaftsordnung bildete, da sank diese Volkshefe auf die unterste Stufe und hielt dort ihr Blut sozusagen in Reserve. Mit den ziemlich spärlichen Tropfen, die aus Italien hereinkamen, bildete es den ersten Zersetzungsstoff, der das englische Blut in der Folge bedrohen sollte. Alles in allem war es nicht viel, und infolgedessen blieb seine Wirkung schwach genug, um sich Jahrhunderte lang nicht bemerkbar zu

machen. Es scheint auch nicht ganz ausgeschlossen, daß die Wirbel der sächsischen und dänischen Völkerbewegung späterhin noch einige Zuschüsse slawischen Blutes gebracht haben, gleichsam als Schlacken, die mit ihrem edleren Metall vermengt waren. Außer allem Zweifel steht sodann, daß die Normannen, als sie in England anlangten, kein völlig rein germanisches Volk mehr waren. Unter ihren Hilfstruppen fanden sich Leute aus der Bretagne, aus Maine und Anjou; sie selber hatten auf dem Boden ihres Herzogtums da und dort galloromanische und gallofränkische Beimischungen erhalten. So kam es, daß keltisches Blut einerseits und römisches Blut auf der andern Seite das Gewicht ihres fremdrassigen Wesens noch mehrte. Als dann die südfranzösischen Provinzen Guyenne, Poitou und Angoumois an England kamen, dauerte dieses langsame Einsickern fremden Blutes bis ins 15. Jahrhundert fort. Seine Bedeutung blieb übrigens immer beschränkt und vielleicht noch viel beschränkter, als sich nachweisen läßt. Der größte Teil des aquitanischen Adels und der aquitanischen Bürgerschaft war westgotischer oder fränkischer Herkunft, und in der Hauptsache waren es eben nur Adel und Bürgerschaft, die mit ihren englischen Lehensherren andauernd in Berührung standen. Kurz, man glaubt, daß während dieses ganzen Zeitraums der Zufluß des keltischen Blutes langsam, spärlich, stockend, unwirksam war und daß es weiterhin so blieb bis zum Ausbruch der Religionskriege. Damals aber begann in England eine ununterbrochene Einwanderung französischer Sektierer, die sich mehr oder weniger gleichbleibend unablässig bis hinein in die ersten Jahre unseres gegenwärtigen Jahrhunderts erstreckte, wo sich denn zeigte, daß die französische Revolution diese Bewegung noch verstärkt und beschleunigt hatte. Und man konnte, wie es in der Tat geschehen ist, damals feststellen, daß die Zahl der in England eingewanderten Franzosen, die ihrer Heimat aus religiösen oder politischen Gründen den Rücken gekehrt, sich mindestens auf hunderttausend Seelen belief.

Hunderttausend Seelen, die sich mitten in ein Volkstum ergießen, sich ihm durch Heiraten verbinden, ihr fremdes Blut mit ihm vermischen, ihre Instinkte, ihre Anschauungen und Sitten mitbringen und die einheimischen Anschauungen und Sitten zwangsläufig damit durchsetzen: hunderttausend solcher Seelen, das macht heute, nach drei bis vier Generationen, eine Nachkommenschaft, die man auf mehr als eine Million nichtgermanischer Menschen anschlagen darf. Dies also ist das fremde Element, das sich in England eingeschlichen, allmählich vermehrt und ausgebreitet hat. Mit ihm hat sich in der Folge auch alles germanenfeindliche Blut verbunden, das bereits in den untersten Schichten der Nation vorhanden war: jene Trümmer und Überbleibsel der Halbwilden aus Cäsars Zeit; der Slawen, die mit den sächsischen Einwandrern gekommen waren; der Leute, die Wilhelm der Eroberer aus dem Anjou und der Bretagne und die Eduards aus dem Poitou hergeführt hatten. So findet man sich schon jetzt einer zersetzenden Macht gegenüber, die hinlänglich stark ist, um empfindliche Wirkungen hervorzubringen. Und um so stärker, als die seit Ende des 18. Jahrhunderts im vereinigten Königreiche erfolgte Neugestaltung des Wirtschaftslebens ihr einen Vorschub von ganz unberechenbarer Stärke geleistet hat. Der Aufschwung der Fabrikarbeit hat das Zusammenwirken zahlloser Hände nötig gemacht. Es galt, diese fehlenden Hände irgendwo zu finden. Man bekam sie, indem man irländische Kelten in unbegrenzten Massen herbeizog. Und die Betriebsamkeit, die sich aus den genannten Umständen ergab (außerordentliche Ergiebigkeit der Arbeit, ungeheure Anhäufung und rascher Umlauf der Kapitalien, beständiger Aufruf zu einer unablässigen Tätigkeit), all diese Ursachen haben gleichzeitig mit den Irländern noch allerlei andere Volkselemente auf britischen Boden gelockt: Deutsche mit mehr slawischem oder keltischem als germanischem Blut und neuerdings Franzosen, die aber diesmal weder von religiösen noch von politischen Nöten bedrängt waren; und

Italiener, die gleich den anderen ihr Brot verdienen wollten; und ein Sammelsurium von spanischen, portugiesischen, süd- und nordamerikanischen Fremden und schwarze, malaiische und chinesische Schiffsmannschaften, wie sie die Indienfahrer in die Matrosenviertel der englischen Hafenstädte bringen. Auf diese Weise hat sich dann in London, in Manchester, Liverpool, Glasgow, Aberdeen und noch vielen anderen Städten ein üppig wuchernder Pöbel gebildet, Blendlinge jeder Art und jeden Grades, mit allen Mißbildungen des Schädels, wie sie selbst die kühnste Phantasie nicht ausmalen kann, mit allen erdenklichen Formen körperlicher Häßlichkeit, mit allen sittlichen Ungeheuerlichkeiten, mit allen Folgewidrigkeiten im Denken. Und auf solche Weise hat England seit weniger als einem Jahrhundert vor aller Augen seine germanische Einstellung ganz allmählich mehr oder weniger entschlossen, mehr oder weniger bewußt, mehr oder weniger vollständig preisgegeben. Und mit jedem neuen Tage läßt sich diese seine neue Neigung für die keltische, slawische, lateinische Denkweise deutlicher feststellen und erkennen. Daher ist denn auch dasselbe Land, das noch um 1820 Lord Byron nicht wollte gelten lassen und ihn als den Schänder des Nationalgefühls mit allen Kräften in die Verbannung stieß, während es ihn andererseits mit einem vielleicht etwas übertriebenen Ruhm bedeckte, dieses selbe Land dahingekommen, M. Gladstone und seiner Politik Gehör zu geben und schließlich kein besseres Haupt für die Partei der Tory zu finden als den semitischen Lord Beaconsfield.

Keinen Augenblick darf man diese beiden Tatsachen, die mit der Rassengeschichte Hand in Hand gehen, aus den Augen verlieren: Die Entwicklung des Mittelalters beruht in England lediglich auf der Kraft des germanischen Blutes, und dieses bestimmt die Ausbildung des englischen Geistes, der die Geschicke der Insel meistert, ihre Macht begründet, Quelle, Ursache und Rechtfertigung dessen ist, was die übrigen Europäer, als Zeugen der englischen

Verfahrensweisen, zu allen Zeiten in mehr oder weniger wohlwollender Weise gerügt haben, ohne jemals die außerordentliche Energie, die darin zum Ausdruck kam, in Abrede zu stellen. Dies ist die erste Tatsache, und nun folgt die zweite: Eine fremdvölkische Masse hat Zeit gehabt, sich zu vermehren, sich inmitten der alten germanischen Gesellschaft einzunisten und auszubreiten, und seitdem tritt etwas völlig Neues in Erscheinung: Das eigentümliche altbritannische Wesen verliert die bisherige Richtung, trägt seine Neigungen anders wohin, vergißt seine Abneigungen, seinen Haß, seine Vorurteile, seine Befangenheit, oder anders und deutlicher ausgedrückt: es verlateinert und nähert sich mit großen Schritten einer ihm bisher unbekannten Zeit, wo es weder die Vorzüge und Verdienste noch die Untugenden haben wird, die es ehedem auszeichneten. Man sieht mithin, wie wenig gerechtfertigt es ist, zu behaupten, die britische Bevölkerung sei schon seit Jahrhunderten ein verwickelter Mischmasch von allerhand Rassen gewesen. Nein, im Gegenteil, sie war bis in die jüngste Vergangenheit hinein fast rein germanischer Herkunft. Und andrerseits ist es nicht weniger verfehlt, wenn man aus diesen falschen Voraussetzungen den Schluß zieht, die schrankenlose Rassenvermischung bedinge und bestimme jene Gründlichkeit im Handeln, jene Klarsichtigkeit für die eigenen Lebensinteressen, jene unerschütterliche Logik, die man den Engländern zuschreibt. Läßt sich doch, sobald diese schrankenlose Vermischung einmal begonnen hat und ihre ersten Früchte zu zeitigen beginnt, im Gegenteil feststellen, daß all jene Tugenden: Gründlichkeit, Klarsichtigkeit und Logik in die Brüche gehen und genau entgegengesetzten Eigenschaften Platz machen. Das Beispiel, das uns England seit einigen Jahren bietet, ist somit der sprechendste Beweis, der sich überhaupt anführen läßt, für die unselige Wirkung der Blutvermischung bei einem Volke. Und nun noch eine andere Seite dieser Frage: Während den Engländern theoretisch der Ruhm zuteil ward, das erste und

bestbegabte von allen Völkern der Erde zu sein, und angeblich eben deshalb, weil sie das mischrassigste seien, verstanden sie es in der Praxis sehr wohl, sich inkonsequent zu zeigen und die Anwendung einer solchen Lehre von der Hand zu weisen. Sie waren es ja, die, trotz allem Gedusel und schönem Gerede von Menschenliebe, ihre Kinder (eingerechnet die Angelsachsen der Vereinigten Staaten) gelehrt haben, daß die Mulatten den Weißen nie und nimmer ebenbürtig sein können. Und in dem Punkte haben sie sich jederzeit viel unzugänglicher gezeigt (und tun es noch heute) als die Franzosen, die doch in dieser Hinsicht bei weitem niemals so versöhnlich gewesen sind wie etwa die Spanier oder gar die Portugiesen. Bis auf den heutigen Tag hat der wahrhaft englische, wahrhaft germanische Gentleman Virginiens oder Karolinas in seinem innersten Gefühl gegenüber dem Neger oder dem Mestizen niemals gewankt, niemals nachgegeben. Und wenn im Norden der Vereinigten Staaten sich davon abweichende Ansichten finden, so muß man nachforschen, aus welcher Blutmischung ihre Träger hervorgegangen sind. Nicht die nördlichen, der allgemeinen Gleichmacherei besonders ergebenen Staaten sind es, wo das angelsächsische Blut am reinsten fortlebt. Im Gegenteil, dort strömen aus aller Herren Länder Scharen von Einwanderern jeglicher Abkunft zusammen und vermischen ihr Blut bis in Unendliche. Was angelsächsisch geblieben ist, liebt Mischehen nicht, begünstigt sie nicht, anerkennt niemals die daraus hervorgegangenen Sprößlinge. Und forscht man nach, woher eine solche Überzeugung sich herleite, so kann man keinen Augenblick das germanische Blut und die Stimme dieses Blutes verkennen. Sein Einfluß macht sich allenthalben auf ein und dieselbe Weise geltend, ich will nicht sagen auch auf Jamaica, denn das hieße lediglich, schon Gesagtes wiederholen, nein, auch in Indien, wo die eingeborene Bevölkerung in gewisser Hinsicht einer blutlichen Verbindung würdiger erscheinen könnte. Das hat aber nichts auf sich. Dort so wenig wie anders-

wo lassen die britischen Eroberer die Vermischung mit ihrem Untertanenvolke zu.

Es ist indessen vor etlichen Jahren immer wieder und wieder gesagt worden, für die Zukunft der britischen Weltmacht sei viel daran gelegen, daß man auf der großen Halbinsel im Süden des Ganges der Entwicklung eines Mestizenstammes Vorschub leiste. Diese Mestizen, als Sprößlinge von Engländern und Hindufrauen, würden (so meinte man) mit der Zeit unfehlbar eine Art von Mittelschicht zwischen Herrschern und Beherrschten bilden, und da sie mit den einen wie den andern blutsverwandt wären, müßten sie notwendig das gute Einvernehmen zwischen beiden auf ewige Zeiten sicherstellen. Sie würden stolz sein auf ihre (englischen) Väter, würden ihre (indischen) Mütter lieben und weder dem einen noch dem andern Teil ihrer Eltern entsagen wollen. Daher ein Strom allgemeiner Zärtlichkeit, der sich nach und nach über alle Schichten der Bevölkerung ergießen würde, über die Verwandten, Freunde und Kameraden des Vaters einerseits, auf der andern Seite über die Onkels, Vettern und Freunde der Mutter: Umarmungen, Vergebungen, gegenseitige Nachsicht, mit einem Wort ein Idyll! Alles dies hat man im Ernste vorausgesagt und gedruckt, und dem Papier ist ja die viel mißbrauchte Tugend eigen, grenzenlos geduldig zu sein.

In Wirklichkeit war das Ergebnis ganz anderer Art. Die einheimische Bevölkerung strafte die anglo-indischen Mischlinge mit tiefster Verachtung, hatte weder den Willen noch die Möglichkeit, sie in irgendeine ihrer Kasten aufzunehmen, selbst nicht in die allerniedrigste: kurz, von dieser Seite wurden sie unbarmherzig zurückgestoßen. Auf der englischen Seite, wohin sie sich wohl oder übel werfen mußten, erging es ihnen kaum besser. Zwar nahm dort die Abneigung zweifellos weniger didaktische Formen an, allein sie war kaum minder heftig und vor allem viel endgültiger, und die Wirkung der gesellschaftlichen Antipathie machte sie entscheidend. So von

rechts wie von links zurückgestoßen und geächtet, werden die anglo-indischen Mischlinge allem Anschein nach eines Tages ihr letztes Schicksal darin finden, daß sie auf einem Boden, der schon so viele menschliche Spielarten zählt und die Geduld besessen, über alle Buch zu führen, noch eine weitere Spielart darstellen. Doch das Gefühl der Angelsachsen hat es in seinem Widerwillen gegen alles Halbblut nicht dabei bewenden lassen. Es will an der afrikanischen Küste keine Verschwägerung, es duldet auch keine an der Koromandelküste, noch an der Malabarküste, noch in Bengalen. Aber damit nicht genug. Es will selbst die Malteser nicht zu Verwandten haben. Damit treibt es seine Voreingenommenheit wirklich auf die Spitze; denn schließlich läßt sich nicht leugnen, daß nunmehr, wie wir oben gezeigt, der in einem beliebigen Teile Londons geborene Untertan der Königin Viktoria in irgendwelchem Grade mit einem Franzosen, einem Deutschen, einem Italiener, einem Slawen, einem Spanier, einem Neger, einem indischen Matrosen, einem chinesischen Kuli verwandt sein kann. Warum sollte der Engländer also nicht eine Verwandtschaft gutheißen zwischen seinesgleichen und dem Anglomalteser? Nichts Folgerechteres läßt sich denken, und gleichwohl: Er will es nicht. Er wird es ohne Zweifel eines Tages wollen, wenn er erst einmal deutlicher fühlt, was die neuerlichen Blutmischungen aus ihm gemacht haben. Einstweilen spürt er die Wirkung dieser Tatsache noch nicht völlig genug. Er findet an dem maltesischen Mischling ein Temperament, eine Wesens- und Denkungsart, die von seinem eigenen Temperament, von seiner eigenen Wesens- und Denkungsart noch allzusehr abstechen. Es handelt sich dabei für ihn nicht um eine bloße Ansicht, deren Wirkung auf das theoretische Gebiet beschränkt bliebe. Nein, er steht nicht an, im praktischen Leben den Malteser als einen andersrassigen Menschen zu betrachten, dessen Körperbeschaffenheit von der seinigen unterschieden ist, und solches ohne daß er eigentlich recht wüßte warum. Denn im all-

gemeinen hat die militärische Besatzung der Insel das Malteserblut auf seine Zusammensetzung hin noch nicht sehr genau untersucht. Die Engländer wissen nicht recht, daß der Grund davon arabisch ist, nachdem er früher phönizisch und griechisch gewesen; daß in diese Verbindung byzantinisches Blut eingesickert ist, d. h. seinerseits wieder ein sehr vielfältiges Gemisch; daß italienisches Blut seit dem Mittelalter bis auf den heutigen Tag ununterbrochen hinzugekommen ist, und daß vom 16. Jahrhundert ab, da Kaiser Karl V. die Insel dem St. Johannesorden von Jerusalem schenkte, französisches, insbesondere provenzalisches Blut und italienisches, namentlich vom Königreich Neapel, und spanisches und deutsches und dalmatisches und slawonisches und schweizerisches (?) in unterschiedlichen Mengen unablässig in diese Mischung eingeflossen ist. Was den Engländern dann hauptsächlich aufgefallen nächst dem Aussehen eines Menschenschlages, der von ihnen so verschieden ist, das sind eine Reihe von Mängeln und Unvollkommenheiten, von Vorzügen und Tugenden, die mit dem, was sie an sich selbst beobachten, nichts gemein haben. Und so halten sie denn die anglomaltesischen Mischlinge eben für eine fatale Abart und schätzen sich nicht gerade glücklich, sie in ihrer Mitte zu haben.

Also einerseits betrachten sich die Engländer im allgemeinen als die erste Nation der Welt und behaupten, ihres Erachtens, diesen hervorragenden Rang, weil sie von allen Völkern der Erde sich für das meistgemischte ansehen. Gleichzeitig sind sie selber sowohl wie auch die Angelsachsen Amerikas die unbedingtesten Verächter, die es heutzutage gibt, der Mestizen jeder Art und jeden Grades, ohne daß, was diesen Punkt betrifft, der Sohn einer Brahmanenfrau vor ihren Augen mehr Gnade fände als der eines Kaffernweibes. Auch gegen die Anglomalteser sind sie kaum nachsichtiger, selbst nicht gegen die Anglojonier, wie überhaupt gegen keine ihrer morgenländischen Landsleute. Und wenn man noch weitergeht und ihren Widerwillen bis in seine äußersten Konsequenzen ver-

folgt, so erkennt man leicht, was ganz Europa seit Jahrhunderten übereinstimmend festgestellt hat: nämlich daß der Engländer, genau genommen, sich bis in die jüngste Vergangenheit für ein auserwähltes Geschöpf in der Welt zu halten pflegte, für ein Geschöpf, das seinesgleichen nicht hatte, das berechtigt war, sich in vollem Selbstbewußtsein dem Franzosen, dem Spanier, dem Deutschen, dem Italiener weit überlegen zu fühlen. Dieser Glaube an seine Überlegenheit ist auch heute dem Engländer noch eigen, und der Grund, die feste Grundlage davon ist eben, daß sich bis in die jüngste Zeit hinein das englische Blut gegenüber dem Blut aller anderen Völker Europas am unvermischtesten, reinsten erhalten hat; daß es jene Fähigkeiten hervorgebracht hat, jene Vorzüge und Mängel, jene ganz typischen, ganz eigentümlichen Energien und Schwachheiten, die wir bereits erwähnt haben. Und eben diese Ausnahmestellung, diesen hohen Rang und Vorzug, den man ihm fast immer zugestanden hat, ohne ihn stets sympathisch zu finden, das alles verdankt er der Tatsache, daß gegenüber den lateinischen oder latinisierten Nationen, gegenüber den hellenisierten, verslawten oder halbslawischen Mischvölkern aller Art, die rings den Erdball bewohnen, die englische Rasse als einzige durch lange Zeiträume in ganz hervorragendem Maße germanisches Blut und germanische Energien in voller Reinheit besessen hat.

IV.

Es liegt in der Natur aller wissenschaftlichen Fragen, daß man sie ohne ein sehr ausgedehntes vergleichendes Studium nicht wahrhaft verstehen, nichts Sicheres schließen und ableiten und sich die Tatsachen, woraus die Schlüsse zu ziehen sind, nicht beschaffen kann. Alle geschichtlichen Erscheinungen sind weiter nichts als das Ergebnis aus den Reibungen zwischen den verschiedenen Rassen. Die Bedeutung einer Nation läßt sich nur dadurch abschätzen, daß man untersucht, aus was für Volks-

elementen sie sich zusammensetzt, und was für Mächte es sind, die sie in Schach hält oder deren sie sich erwehren muß. Unsere Aussagen über ihre Kraft, über ihre Schwäche, über ihre Beharrlichkeit in der Entwicklung ihrer Instinkte, ihrer Gesetze, ihrer nationalen Angelegenheiten sind nur eine bedingte Wahrheit, bedingt nämlich durch das Wie der gegnerischen Kräfte, durch die sie zum Handeln getrieben wird. Und niemals wird man einen richtigen Prüfstein für ihre Macht oder ihre Ohnmacht besitzen, wofern nicht zugleich auch das Maß der Ohnmacht oder Macht ihrer Gegenspieler und Nebenbuhler gefunden und gegeben wird. Deswegen wird sich eine ordentliche Untersuchung über den volklichen Zustand Frankreichs niemals anders anstellen lassen als durch Vergleiche mit der blutlichen Zusammensetzung der anderen Völker Europas. So zögere ich denn auch nicht, dieses vielfarbene Mosaik, soweit möglich, bis in alle Einzelheiten zu betrachten, und für den Anfang hab' ich mich bemüht, den irrigen Glauben an einen Rassen-Mischmasch zu bekämpfen, woraus das englische Volk angeblich gebildet ist. Nicht nur ist es nicht das meistgemischte der Völker, sondern es ist tatsächlich das wenigstgemischte bis zum Beginn dieses Jahrhunderts. Zu gleicher Zeit ist es aber im Handeln das folgerichtigste, sicherste, strengste von den Völkern unseres Erdteils. Und ich stehe nicht an, all diese Eigenschaften der Tatsache zuzuschreiben, daß es lange Zeit das am ausschließlichsten germanische von ihnen gewesen ist.

Nicht als ob gewisse Völker des Festlandes nicht Lust verspüren könnten, den Bewohnern der westlichen Insel diesen Vorzug streitig zu machen. Die Dänen, die Norweger, die Schweden könnten, nach der Art wie die Geschichte bis heute aufgefaßt und gelehrt worden ist, behaupten, daß der skandinavische Ursprung bei der Nachkommenschaft dieser Völker noch gewisser sei als bei den Engländern; daß diese Nachkommenschaft reiner sei, sich unberührter erhalten habe und daher berechtigt sei, für

ihr Blut den ersten Rang auf der Liste zu beanspruchen. Dieser Anspruch hat einigen Schein für sich; bei näherem Zusehen erkennt man jedoch, daß die vorgebrachten Gründe nicht Stich halten.

Wer im Süden Norwegens reist, findet zu seiner großen Überraschung, daß die Bevölkerung namentlich um Christiania herum und bis zu zwei oder drei Tagereisen nördlich des Mjosenssees keinerlei Gleichförmigkeit des Rassenbildes aufweist, und daß bei den meisten Menschen Körperbau und Gesichtszüge vollkommen dem entsprechen, was man in Deutschland, in Frankreich, ja selbst in Spanien und Italien antrifft. Man findet schwarze Augen und schwarze Haare, findet lange, viereckige und dreieckige Gesichter. Man ist sehr ratlos, wie man Gesichts- und Schädelformen, die von so mannigfaltiger Herkunft und insgesamt nicht schön sind, ordnen und einteilen soll. Endlich wird man besonders enttäuscht sein, daß man so vielen Männern und Frauen von nur mittlerer Körperlänge begegnet und verhältnismäßig so wenigen von jenem heldenhaften Wuchse, den schon Tacitus an den Germanen so hoch gerühmt hatte und der später den normannischen Recken ihr Achtung und Schrecken gebietendes Aussehen verlieh. Um in Norwegen eine wirklich und handgreiflich skandinavische Bevölkerung zu finden, muß man bis in die Mitte des Landes vordringen, und dort sieht man in der Tat spärliche und ziemlich zerstreute, im übrigen aber starke, kraftvolle und bewundernswürdig schöne Reste des alten geheiligten Stammes. Weiter nach Norden hinauf und schon um Trondhjem herum ist fast nichts mehr davon zu finden.

In Schweden verhält es sich genau so. Den ganzen Süden des Landes nimmt eine offenbare Mischrasse ein. Die Gegend am Mälarsee ist etwas besser daran. Steigt man weiter nordwärts, so stößt man auf denselben häßlichen Menschenschlag wie im nördlichen Norwegen.

In Dänemark liegen die Dinge noch weniger günstig. Die ursprüngliche Rasse ist dort noch spärlicher vertreten,

noch dünner gesät. Die Gegenwart fremder Einwanderer macht sich auf Schritt und Tritt geltend.

Es hält nicht schwer, sich diesen Tatbestand zu erklären. Die großen und kleinen Wanderungen der germanischen Skandinavier nach England, Frankreich, den Mittelmeerländern und andererseits nach Rußland haben ungefähr gegen das elfte Jahrhundert ihr Ende gefunden. Wenn man sich klar macht, daß diese Wanderzüge mindestens seit dem fünften Jahrhundert und fast ununterbrochen dauerten, und daß um das elfte Jahrhundert die Warägerreiche Rußlands gegründet waren, ebenso die dänischen Niederlassungen in England, Schottland, Irland, ferner der Normannenstaat in Frankreich und endlich die Ansiedelungen auf Island und Grönland und die ersten Seehäfen in Nordamerika, so begreift man, daß ein ganz beträchtlicher Teil der germanischen Bevölkerung die skandinavische Halbinsel und die Nachbarinseln und das dänische Seeland und Fünen für immer verlassen hatte. Was davon auf den abenteuerlichen Fahrten geopfert worden war, was der Söldnerdienst der Waräger in den Kriegen um Konstantinopel, was die Bürgerkriege im Innern verschlungen hatten, war ungeheuer. Ja, man fragt sich, was im Mutterlande überhaupt noch übrig bleiben konnte. Sodann gab es in den nördlichen Landesteilen Lappenstämme in großer Zahl, die bisweilen sogar ziemlich weit nach Süden herabstiegen. Aus der Gegenwart dieser Stämme gingen Mischlinge hervor, wie die Edda bezeugt. Auch der Handel mit Sklaven war mächtig im Schwange. Man verwandte sie herdenweise zur Bestellung der Felder, zu allen möglichen Handarbeiten, und sie, die anfangs, wie es scheint, hauptsächlich aus dem baltischen Gebiet herbeigeführte Slawen gewesen, waren in der Folge Gefangene, die die Waräger in weiterer Ferne suchen gingen, selbst auf den Märkten in Byzanz, oder die sie gelegentlich mit Gewalt ergriffen und die Weichsel herauf nach der Handelsstadt Wisby in Gothland brachten, von wo sie sich dann über das ganze Land hin zerstreuten.

Es gab indessen, wie uns die französischen Chroniken melden, noch andere Gefangene, überaus reich an Zahl. Dies waren jene Bauern aus dem Küstenstrich Neustriens, der Saintonge, der Guyenne, die die nordischen Seeräuber zusammentrieben, Männer, Weiber und Kinder, auf ihre Schiffe luden und vornehmlich nach Norwegen führten. Man kann sich lebhaft vorstellen, zu welcher Fülle von Rassenmischungen und menschlichen Spielarten diese Gefangenen (meistenteils Galloromanen) Anlaß gaben, als sie einerseits mit den Slawen, andererseits mit den Lappen und Halblappen in Berührung kamen. Um also mit wenigen Worten die rassischen Verhältnisse im heutigen Skandinavien und Dänemark zusammenzufassen: so leuchtet ein, was aus der alten Bevölkerung werden mußte, die massenweise nach südlichen Ländern ausgewandert war, massenweise sich im Mutterlande gegenseitig vernichtet hatte und zum Ersatz ihrer Verluste massenweise Slawen, Galloromanen, englische, schottische und irische Kelten eingeführt und allem Anschein nach auch an Ort und Stelle jene anderen Fremdlinge, ein minderwertiges lappisches Mischvolk, aufgenommen hatte. Sodann wurde Dänemark, wie wir jetzt noch hinzufügen wollen, schon frühzeitig in die Angelegenheiten des heiligen römischen Reichs deutscher Nation hineingezogen und überschwemmt von allerhand deutschen, flämischen, holländischen Einwandrern, Trägern aller möglichen Bluteinschläge. Schweden, seit Gustav Adolfs Zeiten Herrin Pommerns und in erster Linie in die Strudel des Dreißigjährigen Kriegs gezogen, wurde gleichsam überflutet von den fremdrassigen Horden, die es in seinem Heere einstellte. Mit seinem Reichtum an schottischen, französischen, slawischen und vor allem deutschen Rekruten hat es seinen Adel dermaßen gesättigt, daß heute mindestens die Hälfte der Namen, die sein Adelsverzeichnis umfaßt, dem skandinavischen Blute fremd sind. Und die andere Hälfte, wiewohl den alten Rassenmischungen mit mehr Wahrscheinlichkeit verwandt, enthält keine zehn Namen, die man mit mehr

oder weniger Wahrscheinlichkeit svearischem oder götarischem Ursprung zuweisen könnte[1]). Was, von einzelnem abgesehen, übrig blieb, das ist die besondere Färbung der beiden Sprachen, der dänisch-norwegischen und der schwedischen, zweier Mundarten, die sich vom Nordischen, der Sprache der Edda, herleiten und vornehmlich mit dem Angelsächsischen berühren. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß wer Schwedisch oder Dänisch redet, den Gebrauch dieser Sprachen notwendig seinen Altvordern verdanke, ebensowenig wie die Bewohner der Vereinigten Staaten deshalb, weil sie Englisch sprechen, samt und sonders als Nachkommen der Gefährten William Penns oder der virginischen Edelleute zu betrachten sind. Der einzige Schluß, den man aus der grundlegenden Übereinstimmung des Englischen, Dänischen und Schwedischen ziehen darf, ist der, daß was an wahrhaft skandinavischem, wahrhaft germanischem Blut in den drei Nationen vorhanden ist, vollkommen übereinstimmt und daß der größte Teil dieses Blutes sich in Großbritannien findet, was hier eben gezeigt werden soll.

V.

Die sprachliche Verwandtschaft wird uns noch weiter führen, ohne daß wir Gefahr laufen, uns zu verirren, wenn wir nur vorsichtig genug sind, sie nicht für einen Beweis der Reinheit des Blutes anzusehen. Die Sprache Finnlands lassen wir beiseite. Sie ist reines Schwedisch[2]), durch eine schwedische Kolonie, die sich mitten in einer viel zahlreicheren finnischen Bevölkerung festgesetzt hat, ins

---

[1]) „Schweden (Sverige, d. h. das Reich der Svear) bestand einst aus zwei nach den Stämmen Svear und Götar benannten Hauptteilen Svealand und Götaland". Helmholts Weltgeschichte (2. Auflage), Bd. VI, S. 63.

[2]) Dies gilt oder vielmehr galt doch nur von der Schrift- und Amtssprache. Nebenher sprach das Volk immer seine finnischen Mundarten, und seit der Mitte des 16. Jahrhunderts fand die finnische Sprache auch in die Erbauungsschriften und später in sämtliche Zweige des Schrifttums Eingang.

Land gebracht und dort fortgepflanzt. Wir begeben uns an die holländische Küste der Nordsee, und indem wir von hier ins Innere bis nach Flandern vordringen und andrerseits gegen den Küstenstrich, der die Ostsee umsäumt, bis zu den drei Provinzen Kurland, Livland und Estland, finden wir uns einer Reihe von Mundarten gegenüber, die alle auf mannigfache Weise miteinander verwandt sind, sich alle eng an die Sprache Niedersachsens anschließen, welche man das Plattdeutsch nennt, und, wie dieses, alle im Alt-Angelsächsischen und somit im ursprünglichen Englisch zusammenfließen. In der Tat: der germanische Kern in sämtlichen, diese Mundarten sprechenden Völkern, der holländische, flämische, friesische, baltische Kern, ist auf dem europäischen Festlande, in seiner Masse betrachtet, das einzige heute noch vorhandene Blut, das dem Blute eines Hermann und seiner Landsleute verwandt und ebenbürtig ist. Aber nicht weniger als die Skandinavier und sogar noch mehr als die Dänen sind diese Völker seit langem durch und durch mit Slawen, Kelten und Romanen vermischt. Und obwohl man hier und da, z. B. in Westfalen, noch vereinzelten Menschen begegnet, die in ihren körperlichen und seelischen Eigenschaften den arischen[1]) Menschenschlag ziemlich rein und vollständig darstellen, so erscheint er bei den meisten, wofern überhaupt noch erkennbar, doch nur in entstellter Form. Und die geschichtlichen Tatsachen liefern uns die Gewähr, daß es gar nicht anders sein kann.

Ich sprach eben von Hermann. Schon zu Lebzeiten dieses Helden führten die Römer ihre Feldzeichen bis über die Weser hinaus und drangen gar bis zur Elbe vor. Der leibliche Bruder des Varusbesiegers war römisch geworden und hatte den Namen Flavius angenommen. Ja er selber, der Feind Roms, hatte Rom gedient. Die sämtlichen Germanenhäuptlinge, Segestus, Inguiomar, waren demselben Hange gefolgt. Die Bataver, halbe Kelten, aber noch mehr Germanen, hatten wie ihre sämtlichen Nachbarn sich römischer Art ergeben und die rheinischen Städte Trier,

[1]) Den germanischen oder richtiger: den nordischen.

Köln, Mainz waren Zentren, von wo aus Rom unermüdlich seine Ideen, seine Sitten, sein Blut verbreitete. Und dabei war um jene Zeit die Völkerwanderung noch nicht voll im Gange, erst vierhundert Jahre später sollte sie ihren Höhepunkt erreichen. Der Grundstock der Bevölkerung in jenen Gebieten war nicht germanisch. Den Hauptanteil hatten ehedem Kelten gebildet. Die siebzig germanischen Städte, von denen Ptolemäus redet, jene die Strabo nennt, sie tragen keltische Namen und scheinen fast durchweg die Schöpfung der unterworfenen keltischen Rasse gewesen zu sein. Die Germanen blieben bis in sehr späte Zeit den städtischen Lebensgewohnheiten äußerst abgeneigt. Sie liebten nur freie Luft, Ellbogenfreiheit und Unabhängigkeit in ihrem Gehaben. Die Gewohnheiten, die das Gemeinschaftsleben in Städten herausbildet, waren ihnen ein Greuel. Von jeher liebten sie, ihren Wohnort zu wechseln; und man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß zu Beginn der großen Wanderungen und Einbrüche diejenigen Stämme, die im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung den Römern so großen Schrecken eingejagt hatten, wie die Cherusker, die Chauken, die Brukterer, überhaupt nicht mehr vorhanden waren. Ebenso waren die Markomannen, die Kaiser Marc Aurel so sehr zu schaffen gemacht, völlig von der Bildfläche verschwunden. Alle diese Volksstämme hatten ihre Wohnsitze verlassen, waren dahingeschmolzen, ausgerottet oder aufgesogen worden. Kurz, man findet sich plötzlich, im entscheidenden Augenblick, ganz neuen Völkerschaften gegenüber: den aus Rußland kommenden Goten; den Gepiden und Herulern, die aus Schweden kamen; den Burgunden, die ihre Sitze zuvor im baltischen Gebiete hatten; den Langobarden, die aus noch entlegeneren Gegenden herabstiegen; den Franken, die aus Friesland hervorbrachen, lauter Stämmen, mit denen die alten Legionäre nicht hatten kämpfen müssen. Und dieser breite Völkerstrom wälzte sich durch das heutige Deutschland, um sich in Gallien, in Italien, in Illyrien, in Griechenland, an der afrikanischen Küste niederzulassen, blieb nicht im alten ger-

manischen Mutterlande zurück. Kaum sahen der Norden[1]), Austrasien, die Nordschweiz, ein kleiner Teil des Schwarzwaldes noch Franken, Thüringer, Alemannen, spärliche und ziemlich kraftlose Reste der ausgewanderten Volksverbände, ein nicht besonders energisches Gemisch keltischer Volksmassen, die unter der Führung eines nicht sehr zahlreichen germanischen Adels standen. Der Kern und Ausbund germanischer Kraft, Wirksamkeit und Macht, die Kraftquellen der Rasse, fanden sich damals bei den Merowingern in den Niederlanden, in Flandern, Brabant, Nordgallien, bei den Burgunden in dem Länderstreifen, der sich von Besançon bis Arles erstreckt und einen Teil der Schweiz nebst Savoyen bedeckt; in den spanischen Provinzen bei den Westgoten.

Diesen ganzen Zeitraum hindurch, das heißt während des 6., 7. und 8. Jahrhunderts, gibt es in Germanien nur ganz wenige Germanen. Die Thüringer bleiben anscheinend nur dort, um sich von den Franken drangsalieren zu lassen, desgleichen auch die Alemannen. Als Karl der Große auf den Plan tritt, liegen die Dinge noch schlimmer. Er kehrt die Länder Niedersachsens unterst zu oberst, insonderheit den Küstenstrich und die ostelbischen Gebiete; dort sind es vornehmlich die slawischen Kulte und Götzen, die er vernichtet. Nach dem Aufbruch der germanischen Völker hatten sich ja die Slawen, im Osten von den Hunnen bedrängt, ihrerseits in Bewegung gesetzt und großenteils, wenn nicht durchweg, unter der Führung germanischer Adelsschichten von den ledig gewordenen Ländern Besitz ergriffen, sowohl in der Elbegegend wie im Herzen des Landes und in den heutigen österreichischen Erzherzogtümern und der ganzen Donaulinie entlang, wobei sie

---

[1]) Möglicherweise: die Küstenstriche. Es war nicht mit Sicherheit zu entscheiden, ob das betreffende Wort im Manuskript le nord oder les bords heißt. Eine entsprechende Stelle in Gobineaus „Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen" Bd. IV S. 177 (der Schemannschen Übertragung) lautet: „Die Umstände ... brachten die Dinge dahin, daß das germanische Element in ganz Deutschland bedeutend geschwächt wurde und einigermaßen geschlossen nur in Friesland, Westfalen, Hannover und in den Rheinlanden vom Meer bis gegen Basel hin verblieb."

ziemlich genau der Verlängerung jener Grenzlinie folgten, die die Römer limites decumates nannten.

Heftet man den Blick auf die doppelte Reihe römischer Vorposten, die einen, die die ganzen Rheinländer einnahmen, die andern, eben genannten, die sich von Schwaben in breitem ununterbrochenen Bande bis zum Schwarzen Meer hinzogen und mit volkreichen Städten befestigt waren, so sieht man, daß die römische Welt der gemanischen hart auf den Leib rückte, ja tief in ihr Eingeweide hineindrang. Und nicht allein mit den Waffen übte Rom seine Wirkung aus. Die kaiserlichen Grenzbesatzungen konnten zwar besiegt, unterjocht, zur Ohnmacht verurteilt werden; es kam ein Tag, wo sie entwaffnet, verjagt wurden und ihre Bollwerke den Eroberern in die Hände fielen. Wessen sich diese aber niemals zu erwehren vermochten, das waren die Kaufleute, die römischen Pflanzer, die allerhand Verlockungen, die diese Menschenmassen aus dem Süden an sie heranbrachten. Aus Trier, Köln, Mainz einerseits, aus Sirmium wie aus Vindobona andrerseits und aus den zahlreichen zwischen diesen Städten liegenden Landstädtlein und Marktflecken hervordringend und ihren Einfluß weithin geltend machend, latinisierten sie einesteils das noch in Germanien verbliebene germanische Blut, während andrenteils das einsickernde Slawentum es im Norden und Osten umwandelte. Und diese zwiefache Besitzergreifung ging so wirksam und unermüdlich vor sich, daß Karl der Große, um dem niedersächsischen Gebiet deutsches Leben, das ihm entfremdet war, zurückzugeben, sich genötigt sah, Germanien aufs neue mit Germanen zu bevölkern. Zu solchem Ende sandte er aus Flandern Menschen dieses Blutes über die Elbe. Natürlich hat weder er noch Bonifazius sich dafür verwandt, den lateinischen Einfluß in den südlichen Landesteilen zurückzudämmen. So kommt es denn, daß sich allmählich beträchtliche Unterschiede herausbilden, die dem südlichen Deutschland ein bestimmtes Gesicht geben und dem nördlichen ein andres. Norddeutschland, mehr als man gewöhnlich glaubt mit keltischen und vor allem

slawischen Elementen durchsetzt, und Süddeutschland, in ziemlich starkem Maße latinisiert, passen nicht sehr genau zu einander. Und wenn man, sich an das früher Gesagte erinnernd, England, gewisse Teile der skandinavischen Ländergruppe, einzelne Gebiete der Ostseeländer und Frieslands, einige Provinzen wie Westfalen ausnimmt, so wird man zu dem Schluß genötigt, daß das germanische Blut namentlich in Mitteldeutschland, dann in Süddeutschland, in der Schweiz, am Niederrhein fast allenthalben teils durch finnische oder keltische Beimischungen, teils durch romanische Einschläge in seiner Reinheit getrübt und in all diesen Gebieten viel ausgiebiger latinisiert worden ist als man gemeinhin glaubt — wie man aber doch glauben sollte, um sich die auffallenden Abweichungen zu erklären, jene Abweichungen im Temperament, in den Fähigkeiten, Neigungen, im Charakter schlechthin, von allem was wirklich rein und lauter germanischen Wesens ist. Ich sage vorderhand nichts von den östlichen Provinzen des baltischen Gebiets. Es ist dies ein sehr schwieriger Punkt, der einer eigenen Untersuchung wohl wert wäre. Ich bemerke hier lediglich, daß man zu den Vertretern echtesten Germanentums noch den im engern Sinne preußischen Adel zu zählen habe. Der Grund hierfür ist leicht einzusehen. Die untere Bevölkerungsschicht Preußens war finnisch[1]). Sie ist erst durch den Deutschritterorden zum Christentum bekehrt worden. Die Deutschritter sind verhältnismäßig sehr spät dorthin gelangt. Bei ihrem Bekehrungswerk haben sie die vorgefundene Bevölkerung in weitgehendem Maße ausgerottet. Sie selber stammten zweifellos von den Kolonisten ab, die Karl der Große angesiedelt hatte, und von den wahrhaft urdeutschen Familien, die sich daran anknüpften. Von all unsern bisherigen Ergebnissen bleibt aber vorzüglich die Tatsache bestehen, daß die dichteste, umfangreichste, sittlich wie körperlich am vollständigsten als germanisch ausgeprägte nationale Masse das englische Volk ist. Und in dieser Hinsicht gibt es nichts eben so Vollständiges und ebenso Wichtiges mehr in

[1]) Gelbrassig, vgl. Einleitung S. 10.

Europa. Man muß aber zugleich auch im Auge behalten, daß dieser Volkskörper neuerdings durch ein gegensätzliches Element bedenklich angefressen, ausgehöhlt und durchsetzt ist, ich meine durch das sogenannte lateinische Element.

VI.

Was ist nun eigentlich dieses lateinische Element? Da eine Antwort darauf ziemlich schwer zu geben ist, indem sie auf jeden Fall zahllose Rücksichten, Einschränkungen und Vorbehalte umfassen und vor allem offenbare Widersprüche zusammenreimen müßte, so ist es von vornherein klar, daß es sich hier nicht um etwas dem germanischen Element Entsprechendes handeln kann. Dieses letztere, was zunächst die körperliche Eigenart betrifft, ist äußerst leicht zu kennzeichnen: Hoher Wuchs, richtiges Ebenmaß der Glieder, Schönheit der Körperverhältnisse, höchste Kraft und Rüstigkeit, blondes, braungoldnes oder rötliches Haar, blaue oder graue Augen, große Fruchtbarkeit, dies sind so die Hauptmerkmale. Man findet sie auch heutzutage noch an einzelnen rassenrein gebliebenen Menschen und zwar nicht nur in England und Skandinavien, nicht nur im Umkreis der Ostseeküste und in einigen Teilen Deutschlands; nein, auch in Frankreich, in verschiedenen Gegenden Italiens, in Sizilien, wohin die Normannen sie gebracht haben, im nördlichen Spanien, wo sie als westgotisches Erbe fortleben. Die Gesichtszüge sind gerade, edel, ein wenig trocken, äußerst fein geschnitten und von erstaunlicher Bestimmtheit, ohne Weichheit, aber mitunter nicht ohne Zartheit und Anmut, viel häufiger aber gebieterisch und kühn. Man hat vor noch nicht fünf oder sechs Jahren an einer Straßenkreuzung in Rom Bruchstücke von Bildwerken aufgefunden, die zwei gefangene Barbaren darstellen. Der eine von ihnen trägt die wohlbekannten Züge eines Kelten oder eines Slawen. Im anderen erkennt man sofort einen Anführer, und er ist ein echter Germane, ein Markomanne, Quade oder Sueve.

Man kann nichts Schöneres und vor allem nichts Würdigeres sehen. Dieses Stück ist heute der Ruhm des Museums Torlonia[1]).

Erkundigt man sich nach den sittlichen Merkmalen? Nun, dieser Mensch, den ich soeben beschrieb, hat in Europa die Idee des persönlichen Rechtes eingeführt, das seinen Urahnen in Skythien, Indien, Persien wohl bekannt war, wofür aber das klassische Altertum nicht mehr den mindesten Sinn hatte. Diesen grundlegenden Begriff hat er zum Quell und Ausgangspunkt der abendländischen Gesittung gemacht. Er vertritt die Ansicht, weder die Gesellschaft, noch der Fürst, noch die Mehrheit der Bürger dürfen in allen Dingen über die Unabhängigkeit eines gegebenen Einzelmenschen den Sieg davontragen, wenn ihre Gewalt nicht mißbräuchlich und dadurch entehrt werden soll.

Der Religion allein — eine weitere in dieser Form gleichfalls ganz neue Idee — räumt er das Vorrecht einer unbeschränkten Herrschaft ein. Endlich ist sein Blick durchdringender, sein Ehrgeiz weiter, vielseitiger und in ganz anderem Maße schöpferisch als selbst der römische. Mit Hilfe von Transportmitteln und Fahrzeugen, die kaum denen der Caesaren ebenbürtig sind, vollbringt er all seine Entdeckungs- und Eroberungsfahrten bis in die fernsten Fernen. Er dringt weit über das kaspische Gebiet hinaus. Er wagt sich mit Plan-Carpin, Rubruquis, Mandeville, Marco-Polo in jene Länder Innerasiens vor, deren Schrecknisse, Greifen und Arimaspen, Griechenland und Rom in scheuer Ehrfurcht gemieden hatten. Und ohne in seiner Wißbegier, in seinem Forscher- und Entdeckertriebe je zu erlahmen, landet er in Island, in Groenland, am Nordkap, an den Ufern des Weißen Meeres und erreicht die geheimnisvollen Küsten des großen westlichen Landes. Endlich entlehnt er den Arabern den Kompaß und umschifft auf elenden Viermastern das Kap der Stürme, erkennt die Gestade, die Länder und Inseln des indischen Ozeans wieder und zerreißt mit kühner Hand all die Hüllen und Schleier, die dem

[1]) In Rom.

mittelmäßigen Römergeiste die halbe Welt auf ewig verborgen hatten.

Ohne die Dazwischenkunft dieses neuen Menschen hätte der menschliche Geist niemals weder den geringsten Grund noch die mindeste Möglichkeit gehabt, jene Richtung einzuschlagen, die den eigentümlichen Charakter des christlichen Zeitalters begründet hat. Das Christentum selber würde sich für alle Folgezeit nicht mehr von seiner Erschlaffung erholt haben, auf die zu Konstantins Zeiten die Kirchenväter mit Ekel und Besorgnis hinzuweisen pflegten. In den ungebrochnen Naturen dieser Germanen erstanden ihm jedoch kraftvolle Seelen, dazu ausgerüstet, ihm eine neue bessere Kirche aufzurichten. Und da sich Tertullian so laut und heftig über die römische Verderbtheit beklagte, die selbst in die kirchlichen Belange eingedrungen war, was war denn also — wir fragen noch einmal — und was leistete denn diese lateinische Rasse, von der heutzutage so viel geredet wird? Man weiß des bestimmtesten, daß sie vom ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung an nicht einmal mehr tauglich befunden wurde, die Person des Herrschers zu bewachen. Caesar hatte sich unlängst eine Leibwache aus germanischen Belgiern zugelegt und ihr noch eine Abteilung germanischer Reiter beigefügt, die er aus den Scharen des Ariovist ausgehoben. Tiberius umgab sich gleichfalls mit Germanen. Nero hegte nur zu Germanen einiges Vertrauen. Commodus[1]) wäre bei seinem Tode fast durch die blinde Treue seiner Germanen an der gesamten Bevölkerung Roms gerächt worden. Und von diesem Zeitpunkt an wurde alles, was im Kaiserreiche Waffen trug, und je länger desto mehr auch die Heerführer und schließlich sogar die Kaiser selber — alles wurde germanisch. Was an Lateinern, an Römern, wie man sie nannte, noch herumlief, das waren Senatoren, Großkapitalisten, wohlhabende Bürger, vor allem aber Freigelassene, Söhne von Freigelassenen, dann die verschiedenen Schichten des Pöbels. All diese Leute lebten und belustigten sich aufs

[1]) Caligula.

beste, galten aber für unvermögend, sich selber zu regieren oder auch nur zu verteidigen. Sie brauchten Beschützer und Aufseher. Auf der Gipfelhöhe ihrer Bildung, in der Blütezeit ihrer geistigen Kultur, von der heute noch alles, was lateinisch zu sein, der lateinischen Rasse anzugehören sich rühmt, ein so großes Wesen macht, besaß diese Menge kein anderes Schrifttum, als was sie so recht und schlecht den Griechen nachahmte. Dichtung, Geschichte, Philosophie, alles kam dem Lateiner aus jener Quelle, und er selber verkündet es feierlich. Denn da er seine eigene Unfruchtbarkeit durch und durch kennt, so weiß er genau, daß er von sich aus niemals über die Grobheit der fescenninischen Verse, niemals über die brutalen Plattheiten des atellanischen Lustspiels herausgekommen wäre.

Auch den Etruskern hatte er verschiedenes zu verdanken, so vor allem seine gesamte Zeichendeutekunst, seine ganze Eingeweidelehre, sein ganzes religiöses Zeremoniell. Andererseits hatte er, der angeblich dem Feld- und Nutzbau ergeben war, und zwar mit einer Vorliebe, auf die er sich viel zugute tat, die wissenschaftlichen Forschungen auf diesem Gebiete den Büchern seiner Feinde, den Karthagern entlehnt. Auf Grund eines Senatsbeschlusses waren sie ins Lateinische übersetzt worden. So war er, wie gesagt, auf keinem Gebiet des Schrifttums erfinderisch. Noch viel weniger aber in der Kunst. Niemals war ein Römer fähig, ein Bild zu malen, eine Statue zu meißeln, einen Edelstein zu schneiden. Griechische Arbeiter pflegten den Bedarf der ewigen Stadt an Dingen dieser Art zu befriedigen. Bereits um das dritte Jahrhundert war ihre Liebhaberei für plattierte Arbeiten überlebt. Sie fragte nicht einmal mehr nach geschickten Arbeitern; bloße Handlanger taten ihr schon Genüge. Das erste beste Blutbad schien ihr ein hinreichender Anlaß, ihre Triumphbogen aufzurichten, ihre Standbilder von einem dieser Bogen zum anderen zu schleppen oder gar, wenn es sich eben schickte, ihnen die Köpfe zu vertauschen. Was sie aber aus dem ff verstand, das war: Triumphbogen, Statuen,

Büsten, Flachreliefs, überhaupt alles, was aus Marmor bestand, einzustampfen, um daraus einen ausgezeichneten Kalk für ihre Baumeister zu gewinnen; für jene wahrhaftigen und ausbündigen Vandalen, jene einzigen Vandalen, von denen die Werke der Bildhauerkunst in allen romanischen Ländern jederzeit das Schlimmste zu befürchten haben. Die Meisterwerke, die ehedem die Plünderer der griechischen Städte als Siegeszeichen reihenweise in den römischen Basiliken aufgestellt, all jene Kunstschätze, woran die Cäsaren ihren anmaßlichen Geschmack geweidet hatten, sie wurden ebenso wenig geschont wie die elendesten Götterbilder; und diese alberne Vernichtung dauerte fort und fort bis zum Tage, wo ein Barbar, ein Germane, der Gotenkönig Theodorich, ihr Einhalt gebot, indem er gegen die herrschende Zerstörungswut, gegen die schamlose Plünderung altehrwürdiger Bauten ein förmliches Gesetz erließ. Ein Gote mußte kommen, um diesen Gedanken zu fassen, der den Lateinern niemals eingefallen wäre. Indessen konnte der Gote diese nicht verhindern, den sittlichen Untergang ihres Schrifttums nach Kräften zu beschleunigen. Umsonst suchte er sie zu überzeugen, daß ihre Flickverse, ihre wunderlichen Spottgedichte, ihre von Gemeinplätzen und Albernheiten triefenden Loblieder auf den Kaiser, wie auch die platten Phantasien, die sie ihrer Muse zu verdanken vorgaben, weiter nichts wären als unwidersprechliche Beweise jämmerlichsten Unvermögens. So stand es in der Wirklichkeit um die Literatur der Lateiner zu jener Zeit, als sie sich so entrüstet über die Vandalen beklagten. Und dann noch einmal: Wer waren diese Lateiner denn eigentlich?

Der Sprößling aus altem Bastardstamme, der Provinziale Vergil, aus Mantua gebürtig, war einer. Ein anderer der Provinziale Horaz, Sohn eines Freigelassenen, von Venusia. Ein dritter Titus Livius aus der Provinz Gallia cisalpina mit seiner paduanisch gefärbten Sprache. Diese drei sind es, die den Ruhm des römischen Schrifttums ausmachen, während Rom selber, was Schrift-

steller anbetrifft, mit gänzlicher Unfruchtbarkeit geschlagen war. Lateiner sind sodann die spanische Familie der Seneca und Lucanus, ferner die Gesellschaft der Professoren, der Redner und Phrasenmacher aus der Provinz Narbonne, weiterhin die Rechtsanwälte aus Afrika. Ich habe oben bereits etwas über die Zusammensetzung des französischen Blutes in der Provence und im Languedoc gesagt. Man hatte dort einen echten Lateiner vor sich. Ein anderer, der nicht weniger Anspruch auf diesen Namen erhebt, ist der Bewohner des um die Donaumündung liegenden Gebietes, der Ansiedler Trajans. Nun kommt einer, der nicht minder lateinisch ist als jener: der Bürger von Claudiopolis Ninive am Tigris. Auch der Bewohner von Petra in Arabien ist ein unbestrittener Lateiner. Der Schwarze Westafrikas steht in dieser Hinsicht hinter niemandem zurück, auch nicht der Marketender, der an der Grenze Pannoniens den Soldaten gepanschten Wein feilbietet.

All diese Leute sind längst vermodert. Seit ihrem Hingang sind viele und große Dinge in der Welt vorgefallen, Dinge, die durch die Jahrhunderte sich derart entwickelt haben, daß die Aufmerksamkeit der Menschen dauernd darauf gerichtet blieb. Inzwischen lebte das lateinische Element weiter, und es lebte nicht nur, es erweiterte seine alten Grenzen. Seit fünfzig Jahren ungefähr beginnt man aufs neue von ihm zu reden, und mit gutem Grund. Es selber verherrlicht sich über die Maßen und betrachtet sich als die wieder entflammte Leuchte der Welt. Unbestreitbar hat es weit ausgedehnte Gebiete inne.

Ganz Südamerika erklärt, daß es der lateinischen Rasse angehöre, daß die lateinische Rasse die geborene Sendbotin der Gesittung sei und daß es folglich Südamerika obliege, den Ruhm des lateinischen Namens auf unberechenbare Höhen zu bringen. Zerlegt man das Blut der Bewohner Südamerikas annähernd in seine Bestandteile, so erkennt man, daß den Hauptanteil dazu die amerikanischen Eingeborenen geliefert haben. Zu diesem Grundstock ist etwas aus der iberischen Halbinsel hinzugekommen,

d. h. eine gewisse Menge iberisches oder keltiberisches Blut, ausgiebig verdünnt durch Zuschüsse von Sarazenenblut, nachdem es schon zuvor durch höchst vielfältige römische Einschläge entkräftet worden. In Paraguay, einem wie die übrigen in hohem Maße lateinischen Lande, sind die spanischen Eroberer vollends in so geringer Zahl eingedrungen, daß sie der bodenständigen Masse nicht einmal den Gebrauch ihrer Sprache aufzuzwingen vermochten. Nicht nur ist dort die Bevölkerung ausgesprochen guaranisch geblieben, nicht nur hat sie bis auf den heutigen Tag vollkommen guaranischen Körperbau bewahrt; sie fährt auch fort, guaranisch zu sprechen und läßt sich ihrer Herkunft gemäß führen und regieren. Ihre Häupter anerkennen sie nichtsdestoweniger als lateinisch, ja als durchaus lateinisch, und sie nimmt die Schmeicheleien dafür in Empfang. In Mexiko liegen die Dinge genau so. Man hat dort eine lateinische Bevölkerung, die sich hauptsächlich aus Azteken, aus Mayas, ja aus allen möglichen örtlichen Stämmen zusammensetzt, deren Namen sich zu merken der Mühe nicht lohnt. Und doch sind auch die Mexikaner ein lateinisches Volk und bilden sich etwas darauf ein. Ich hatte einmal Gelegenheit, gewisse Punkte Brasiliens zu besuchen und eine Rede mitanzuhören, die anläßlich der Errichtung einer Schule oder einer Kirche gehalten wurde. Der Redner, ein ausbündiger Mulatte, in dessen Adern das Blut der roten Rasse nicht spärlicher floß als das Negerblut, mochte vielleicht auch noch ein etwelches portugiesisches Andenken sein nennen. Aber woraus sind denn die Portugiesen hervorgegangen? Alle erdenklichen Elemente haben bei ihrer Entstehung mitgewirkt. Zum lateinischen Grundstock ist das Sarazenenblut gekommen, zum Sarazenenblut das Negerblut, zum Negerblut das Malabarblut, zum Malabarblut das chinesische. Der Redner, von dem ich spreche, hat in seinen Ausführungen nicht ermangelt, sich selbst und das brasilianische Volk als Angehörige der lateinischen Rasse zu beglückwünschen und die schmeichelhaftesten Hoffnungen auf diese Angehörigkeit zu gründen.

VII.

Was also ist diese lateinische Rasse, die derart zwischen guaranischem und arabischem, sarazenischem und keltischem, slawischem und germanischem, keltiberischem und Negerblute schwankt? Hat sie jemals einen ursprünglichen Keim besessen? Hat es in der Welt einmal eine menschliche Spielart gegeben, die nur sich selber glich, die ihre eigenen und eigentümlichen Fähigkeiten hatte und dabei lateinisch gewesen, bevor sie etwas anderes war oder wurde? Nie und nimmermehr, zu keiner geschichtlichen Zeit, selbst nicht in der vorgeschichtlichen! Der Haufe von Taugenichtsen, womit Romulus sich umgab, trachtete nicht nach einem derartigen Verdienst. Weder der alte Evander noch die Gründer von Alba Longa dachten daran. Die Stämme, die in ihrem Umkreis lebten, waren keltisch (nach dem zu urteilen, was man von ihrer Sprache wissen kann); und schon so früh verschmolzen mit ihnen die herumstreifenden Horden der Sikaner und Ligurer (die so mischrassig waren, wie es der Zustand des Abendlandes in jenen Zeiten überhaupt erlauben konnte), daß die Sage sich nicht einmal bemüht, den Römern einen anderen Ursprung zuzuweisen als den von hergelaufenen Landstreichern. Und der augenscheinliche Beweis dafür ist, daß seit Roms Gründung bis zur Kaiserzeit keine andere Mundart so schroffen Schwankungen und Veränderungen unterworfen war wie die lateinische. Schon ganz früh verstand kein Mensch mehr ein Wort von den liturgischen Gesängen der salischen Priester, und die Anwälte zur Zeit Ciceros entzifferten mit äußerster Mühe den Text der zwölf Tafeln, die doch nicht sehr alt waren. Wie gründlich gemischt die neueren lateinischen Zweigvölker auch sein mögen, die Umbildungen sind bei ihnen auf jeden Fall seit Jahrhunderten weniger plötzlich, weniger heftig gewesen. Denn man versteht ohne jede Schwierigkeit alles, was seit der Entstehung der romanischen Sprachen an alten Urkunden vorhanden ist.

So hat also die lateinische Rasse niemals einen ursprünglichen, ihr eigentümlichen Keim besessen. Schon ihr Ursprung und Ausgangspunkt war eine vollständige Verwirrung und Verwischung aller festen Grenzen, die sogar nicht einmal erlaubte, daß irgend eine Mundart bei ihr dauernd ins Gleichgewicht kam. Endlich nahm sie ihre Zuflucht zur willentlichen Schöpfung einer großenteils künstlichen Sprache, die allem Anschein nach in keinem Teile Italiens und folglich erst recht in keiner Provinz des römischen Reichs jemals so gesprochen wurde, wie sie uns die Bücher darbieten. Daher denn die zahlreichen Mundarten der Halbinsel; daher die noch viel zahlreicheren Dialekte und Mundarten Frankreichs, Spaniens, der welschen Schweiz, der Walachei und der Moldau, und der Mulatten- und Negerinseln Amerikas. Wie nun die innerhalb weiter Länder vereinigten Menschen das Vulgärlatein für die Bedürfnisse des täglichen Lebens annahmen, ebenso bequemten sie sich, um dem Ausdruck ihrer Gedanken allgemeinere Verständlichkeit zu sichern, zum Schriftlatein. In beiden Fällen bedienten sie sich wahrhaft fränkischer Sprachen[1]). So hat es denn eine lateinische Sprache sui compos, ein selbstherrliches, nach Art des Griechischen, Sanskrit, Deutschen, Illyrischen oder Baskischen organisch aus sich selbst gewachsenes Latein niemals gegeben. Was die Welt unter dem Namen Lateinische Sprache gekannt hat, ist weiter nichts als ein Mischmasch von Formen und Wörtern, den unterschiedlichsten Formenlehren und Wörterbüchern entnommen. Genau so hat es niemals etwas gegeben, was man eine lateinische Rasse nennen konnte, es sei denn das gänzliche Gegenteil, die völlige Abwesenheit jedes entscheidenden Merkmals, das irgend eine Menschengruppe dazu berechtigen könnte, sich von der anderen abzusondern, eine getrennte Einheit für sich zu bilden und sich Rasse zu nennen. Mithin dürfte das

[1]) Fränkische Sprache heißt seit der Zeit der venetianischen und genuesischen Herrschaft im Orient (nach der daselbst üblichen unterschiedslosen Bezeichnung der Westeuropäer als Franken) die romanische Mischsprache, die dort als Verkehrsmittel zwischen der einheimischen Bevölkerung und den Fremden dient.

Wort Rasse von Rechts wegen nie mit dem bestimmenden Beiwort lateinisch verkoppelt werden. Da indessen allgemeiner Brauch oder besser Mißbrauch die beiden Wörter heute verbindet, und sogar die Politik auf diesen wesenlosen Schein einige ihrer Theoreme aufgebaut hat; da man den Wunsch nach Vereinigung der lateinischen Rassen ausgesprochen und sogar ein sogenanntes Prinzip daraus gemacht hat, ist es nicht möglich, diesen geheiligten Ausdruck „Lateinische Rasse" zu vermeiden. Man muß nur über die Bedeutung der beiden also verknüpften Wörter einig sein. Sie bedeuten ausnahmsweise, daß, wenn man sie auf irgend eine Nation oder eine Gruppe von Nationen anwendet, man eben damit andeuten wolle, es sei von jeder Vorstellung einer Rasse ganz und gar abzusehen, da es eine lateinische Rasse ja nicht gibt und nie gegeben hat.

So stellt sich denn der germanischen Rasse, der wirklich vorhandenen, sich gleichbleibenden, deutlich bestimmten, die lateinische Rasse gegenüber, die nicht wirkliche, äußerst veränderliche, die immer unbestimmt bleibt und wie gesagt das Widerspiel einer wahrhaften Rasse ist. Es findet somit ein beständiger Kampf statt zwischen dem, was will, und dem, was nichts will; zwischen dem, was ganz bestimmte Instinkte und ein klares Wollen entwickelt, und dem, was weder Instinkte noch Willensziele noch irgend welche Bestimmtheit und Klarheit hat, sondern all diese wirksamen Eigenschaften durch Unbeständigkeit und innere Haltlosigkeit ersetzt.

Und was im Schoße der großen nationalen Völkerverbände vor sich geht, was selbst heute noch vor unseren Augen geschieht, das bestätigt die ganze Gewalt dieser Wahrheiten. Drei kleine Rassen, zahlenmäßig zu schwach, um inmitten der großen politischen Gruppen Europas eine entscheidende Rolle zu spielen, verdanken indessen einzig und allein dem Umstande, daß sie tatsächlich Rassen sind, das Vorrecht, ein Wollen zu besitzen, auszuüben und festzuhalten, das alle Welt anerkennt und womit man, als mit etwas fest Gegebenem, rechnet.

Die Griechen sind zweifellos eine gemischte Rasse, in welcher aber das illyrische oder albanische Element durch sein zahlenmäßiges Überwiegen einen so unbedingten Einfluß ausübt, daß man die hellenische Volksgruppe als einen Zweig der illyrischen Rasse ansehen darf. Überall wo, wie an der Küste Kleinasiens z. B., dieser Einfluß weniger oder gar nicht wirksam ist, zeigt der Grieche eine viel geringere Lebensenergie und hat auch an den Anstrengungen des Freiheitskrieges einen unendlich viel schwächeren Anteil genommen. In Rumelien dagegen sind die großen Schläge gefallen, und das junge Königreich ist aus diesem Rassenwillen hervorgegangen. Heute dringt dieselbe Rasse in ganz entsprechender Weise darauf, ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Nur ist es diesmal der muselmanische Teil der illyrischen Rasse, der als Handelnder auf der Weltbühne auftritt. Er bildet die albanische Liga, und Europa ist in großer Verlegenheit über diese völkische Kundgebung einer ottomanischen Bevölkerung.

Wenn die österreichische Monarchie zur Wahrung ihrer bürgerlichen Freiheiten bloß auf ihre Slawen, auf ihre verslawten Deutschen angewiesen wäre, so würde sie ziemlich wehrlos sein, zumal für den Fall, daß die Tiroler, welche viel echtere und reinblütigere Germanen sind als die Bewohner des Erzherzogtums, sich von ihrer Sache loslösten. Die Ungaren jedoch brauchen eine ihre Freiheiten verbürgende und eingeschränkte Monarchie, und der wesentliche Gehalt des österreichischen Lebens flüchtet sich je länger desto mehr in den Schoß dieses ungarischen Lebens, das ganz offenbar, ganz entschieden das eigentümliche Leben einer Rasse ist. Diese ungarische Rasse, ein Zweig der türkischen Rasse Asiens, blickt zurück auf eine lange Geschichte voller Kämpfe, voll Machtwillens, unbeugsamer Logik, beharrlichen Strebens. Sie weiß, was sie will, muß es wissen, eben weil sie eine Rasse ist, und kann, aus demselben Grunde, nicht darauf verzichten. Die Krone des heiligen Stephan ist eines jener Sinnbilder,

die niemals ihren Wert verlieren, weil der Keim der Idee, die sie darstellen, zugleich der Keim des Lebens ist.

Nun folgt, viel kleiner, viel schwächer, viel bescheidener wenn man will (und dies eben ihrer größeren Schwäche halber) die dritte deutlich bestimmte Rasse, die ich hier nennen möchte, nämlich die baskische. Sie ist ein Bruchstück, ein Glied, und als solches zwar ganz, aber letzten Endes doch losgerissen vom Rumpfe eines alten großen Volkes. Immerhin ist sie ein ganzes Glied, und nicht vollständig getrennt von ihrem ehemaligen Körper, der sich übrigens sehr verändert hat. Die Basken stehen den Kataloniern und den Aragonesen nahe, sind aber heute weder mit diesen noch mit jenen mehr einerlei. Sie sind seit vierzig Jahren darauf verfallen, die Sache ihrer völkischen Eigenart, ihrer überlieferten Freiheit, ihrer Vergangenheit, die ihrer Seele so teuer ist wie die Gegenwart, mit den Theorien einer nicht regierenden königlichen Nebenlinie zu verschmelzen. Indessen handelt es sich für sie nicht um den König, sondern um die Fueros[1]), und um deswillen ist dieses kleine Volk in Krieg getreten. Es hat diesen furchtbaren Krisenzustand Jahre lang durchgehalten. Niedergeworfen, aber nie besiegt, hat es von neuem begonnen, und wiederum sind lange Jahre verstrichen, bevor es gelang, diese Tapferkeit nochmals niederzuringen. Es hat nicht eher geruht, als bis es seine Vettern, Katalonien und Aragon, dazu vermocht, um der nahen Blutverwandtschaft willen, ihm Hilfe zu leisten. Und was wirklich wunderbar ist und die Wirksamkeit der Rasse weit über alles Glaubliche hinaushebt, das ist, daß die Basken, nach den modernen Anschauungen zu urteilen, nichts Unerhebliches aufs Spiel setzen, wenn sie in den Kampf ziehen. Sie sind ja nicht ein zerlumptes Volk, das zu gewöhnlichen Zeiten seine Tätigkeit darauf beschränkt, mit geschulterter Flinte in den Bergen herumzulungern und in Erwartung von etwas Besserem Hasen über den Haufen zu schießen, im übrigen aber nach seiner

[1]) Sonderrechte und Freiheiten.

Bequemlichkeit, d. h. während der Arbeitsstunden, sich dem Schlafe hingibt. Nichts von alledem! Die Basken sind tätige, arbeitsame, aufgeweckte Leute, die vor keiner Mühsal zurückschrecken. Wohl lieben sie den Gewinn, wohl verachten sie das Geld nicht; aber noch viel mehr hängen sie an ihren Ideen, welches ererbte Ideen, die Ideen ihrer Rasse sind. Und wenn es gilt, dieses geistige Gut zu wahren (d. h. ihre alte Freiheit nicht auszutauschen gegen die sogenannte moderne Freiheit, die, mit der größten Nachsicht zu urteilen, weil sie nicht für sie fabriziert ist, jene andere, die sie nach Maßgabe ihrer Bedürfnisse selber geschaffen, nicht zu ersetzen vermag), so hängen sie ihre Arbeit an den Nagel, und zwar mit Freuden. Sie denken dann nicht mehr an ihren Vorteil. Sie ziehen nicht als Banditen durch die Wälder, wenn sie Besseres tun können. Nein, sie eilen zu den Fahnen, unterwerfen sich freiwillig der harten Manneszucht regelrechter Truppenverbände. Und — nach übereinstimmendem Bericht — übertrifft nichts ihre Energie, ihre Geduld, ihre Mäßigkeit, ihre Ausdauer. Mit *einem* Wort statt hundert: sie sind eben eine Rasse. Und um ihnen die Segnungen der modernen Freiheit aufzuzwingen, die Wohltaten des modernen Militärdienstes, des modernen Steuerwesens, der modernen Gedankenfreiheit, der modernen Aufklärung und all dessen, was es sonst auf der Welt Modernes gibt, ist es durchaus nötig, vorher eine große Zahl von ihnen getötet und den Rest der bittersten Hungersnot und dem nacktesten Elend preisgegeben zu haben. Und dann ist man erst noch nicht sicher, ob sie das Spiel nicht von vorne beginnen. Das macht: Sie sind eben eine Rasse.

VIII.

Dieser Grund ist so mächtig, so gewichtig, so unwiderstehlich, daß er mit abgerissenen Rassebruchstücken bis mitten in die lateinische Fäulnis hinein sich geltend macht.

Was für Frankreich den Verlust des Elsaß und eines Teils von Lothringen zu einem Unheil ersten Ranges stempelt, das ist nicht, daß es sich irgendeines Gebietes und einiger hunderttausend Seelen beraubt sieht; nein, das ist die Unmöglichkeit, inskünftige für seine innere Arbeit eine Bevölkerung aufzubieten, die nicht lateinisch ist, eine Bevölkerung von hervorragendem Werte, unersetzlich in seinen Amtsstuben, seinen Werkstätten, seinen Regimentern. Für den wahrhaft und besonders germanischen Charakter Elsaß-Lothringens gibt es einen eigenartigen Beweis in Form einer Tatsache, der man inmitten lateinischer Völker niemals begegnet. Und diese Tatsache, die man nicht beachtet zu haben scheint, ist folgende: Der Jude ist unter einer lateinischen Bevölkerung recht in seinem Elemente und sogar derart, daß man ihn kaum bemerkt, ja daß er im allgemeinen überhaupt gar nicht auffällt. Cicero erklärte schon seiner Zeit, daß die hebräische Gemeinschaft in Rom einen solchen Einfluß genieße und über eine solche Macht verfüge, daß es höchst gefährlich sei, ihre Rachsucht zu erregen. Sie hatte ihre Hand, ihren Mund, ihr Ohr allerorten im Spiele, vom Palaste der Cäsaren bis in den letzten armseligen Kramladen. Auch heutzutage spielen die Juden eine beträchtliche Rolle in Italien. Nicht zu zählen sind die alten Fürsten- und Herzogensitze, die ihnen gehören. Und sie genießen sie, ohne daß jemand sich darüber aufregt. Und im Adelskasino zu Pisa und anderswo wimmelt es von jüdischen Stutzern. In Frankreich stößt sich niemand daran, wenn er sieht, wie in der Armee Juden höhere Grade bekleiden. In den Verwaltungsbehörden sind sie sehr geachtet, und ihre Berührung oder ihre Gegenwart ist keinem Menschen zur Last. Man nutzt ihre guten Eigenschaften aus und sieht über ihre Mängel hinweg. In Bordeaux, in Marseille, vor allem im ganzen Süden, überall wo das lateinische Wesen durchaus vorherrscht, in Paris mehr noch als anderswo, schickt man sich erstaunlich gut darein, unter und mit den Kindern des gelobten Landes zu leben.

Höchstens, daß irgendein Bourgeois gelegentlich noch versucht, ohne innere Überzeugung und ohne Leidenschaft eins der hergebrachten Spottworte auf das Judentum über die Lippen zu zwingen.

Aber Elsaß und Lothringen, die noch unlängst mit den anderen Provinzen die Gesetze und — wie es hieß — auch die Sitten, die Begriffe jeder Art gemein hatten, die — wie es weiter hieß — französisch waren, und zwar viel mehr als die Mitte des Landes, sie haben sich niemals auch nur einen Augenblick in den Umgang mit den Juden fügen können. Niemals, auch nicht einen einzigen Tag, haben sie aufgehört, ihre Judenfeindschaft zu bekunden. Die abendländische Rasse und die morgenländische konnten sich in diesen beiden Ländern keine Minute lang verstehen, die gegenseitige Abneigung ist heftig geblieben, das üble Betragen auf beiden Seiten dauert unvermindert fort. Der elsässische Jude, ebenso unbestreitbar französischer Staatsangehöriger wie der germanische Elsässer, hat niemals vermocht, sich bei einem Landsmann Geltung zu verschaffen, und er behandelt ihn, wie man gleichfalls nicht verschweigen darf, auch seinerseits ohne Rücksicht und ohne Erbarmen. Wir müssen hier bemerken, daß genau dasselbe Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden in sämtlichen deutschen Landen und auch in den slawischen Ländern besteht. Es hat überall bestanden, wo das germanische Blut vorherrschend blieb, und sich das ganze Mittelalter hindurch erhalten, also in England, Frankreich, Spanien, dort freilich in geringerem Maße als anderswo, und zwar eben weil dort das lateinische Blut einflußreicher war als in den Ländern diesseits der Pyrenäen, vor allem als in den Provinzen nördlich der Loire, wo der nordische Menschenschlag mindestens bis zum 16. Jahrhundert den überwiegenden Einfluß behielt. Dagegen war in Italien trotz der Gegenwart des christlichen Papsttums die Lage der Kinder Israels gleichfalls unendlich viel besser, weil das verjudete Blut der Lateiner, namentlich der im Süden des Landes wohnenden, einer asiatischen Rasse weniger

feindselig, ja bis zu einem gewissen Grade sogar artverwandt war. Man darf somit überzeugt sein, daß ungeachtet aller Einrichtungen und Gesetze der Jude überall ein herausforderndes und mißfälliges Wesen bleibt, wo seine Eigenart mit einer anderen Eigenart in Berührung kommt. In den Ländern hingegen, wo er leichtlich zugelassen, leichtlich anerkannt wird, da gibt es zwischen ihm und der bodenständigen Bevölkerung rassische Berührungspunkte, und folglich besteht auch die Möglichkeit wechselseitigen Sichverstehens. Dieser Satz gilt sowohl für Muselmänner wie für Christen. Somit fällt es denn all jenen Teilen des lateinischen Mischmasches, die auf eine oder andere Weise einen Einschlag phönizischen oder afrikanischen oder arabischen Blutes empfangen haben, nicht sonderlich schwer, mit den Juden zu verkehren. Und diesen, ihrerseits, ist weniger daran gelegen, sich solchen Wirtsvölkern aufzudrängen, denn sie stoßen bei ihnen allenthalben auf Fähigkeiten, die sich mit ihren eigenen decken, sie in Schach halten und ihnen, wie ganz natürlich, die Ausbeutung gegnerischer Unerfahrenheit minder ertragreich machen. Daher kommt es, daß trotz der ungastlichen Art, womit Elsässer und Lothringer die Juden bisher behandelten und noch immer behandeln, die Juden sich sehr viel lieber massenweise unter ihnen ansiedeln als unter den lateinischen Franzosen. Bei den letztgenannten machen sie schlechtere Geschäfte: Dies ist in der Tat der einzige Grund für ihre Beharrlichkeit, sich inmitten von Leuten festzusetzen, die ihnen und denen sie zuwider sind. Auf eben diese Weise und aus eben diesem Grunde vermehren sie sich auch in Deutschland, wo man sie schlecht behandelt, ihnen aber gleichzeitig wenig Widerstand leistet. Genau so verhält es sich auch in Rußland. Slawen, Germanen und Kelten sind sich in einer Hinsicht gleich: Es sind Rassen, denen es an Gewandtheit gebricht. Den Juden dagegen eignet sie in hohem Maße. Kraft dieser Eigenschaft drängen sie sich in Rußland in alle Handelsgeschäfte und hauptsächlich in die industriellen Unter-

nehmungen ein. Der ganze unendlich ausgedehnte Kleinverkauf im Branntweinhandel liegt in ihren Händen, und ihres Erachtens ist es eine hinreichende Entschädigung für den Haß, den der russische Bauer ihnen entgegenbringt, daß sie ihm den letzten blutigen Pfennig entwinden. In Deutschland haben sie noch besseres Spiel. Sie raffen dort zusammen, was ihnen unter die Hände kommt, im Großhandel und zumal im Kleinhandel, desgleichen im Bankwesen und der hohen Spekulation. Während der Belagerung von Paris, im Jahre 1870, war an den Zugängen zu den Schlagbäumen ein Gedränge von kleingewachsenen jungen Leuten, mit langen, schwarzen, glatten Haaren, Hakennasen, lebhaften Augen, flinken Händen, die den Soldaten unablässig jede erdenkliche Gattung von Waren verkauften und abkauften und ihnen gleichzeitig, für heißumstrittene Preise, jede Art von Gefälligkeit und Dienstleistung anboten. Ich möchte nicht behaupten, daß sie mit den Füßen und Fäusten der Soldaten nicht aus langer Erfahrung am eigenen Leibe bekannt waren. Ohne Zweifel wußten sie aber auch ganz genau, wieviel Geld diese Soldaten in der Tasche stecken hatten, und kannten die verschiedenen Pfiffe, um es daraus hervorzulocken.

Sie beschränken sich überdies nicht auf diese Tätigkeit, worin ihnen eine so furchtbare Überlegenheit eignet. Sie haben ihre Stammesgenossen im Reichstag sitzen, Liberale von äußerster Rührigkeit, und die gesamte Presse zwischen Rhein und Weichsel und vielleicht noch darüber hinaus steht unter ihrer Feder. Kurz, sie sind eine mächtige Rasse und verdienen den ganzen Respekt, den man der Stärke schuldig ist.

Wir haben soeben die unbestreitbare Wirkung eines Rassenkampfes gesehen, der sich völlig außerhalb der politischen Regelungen im Schoße irgendeiner Nation abspielt und in seiner Weise einen neuen Stand der Machtverteilung zugunsten des Stärkeren herbeiführt. Betrachten wir jetzt das Wirken des germanischen Elements innerhalb der lateinischen Welt in einem gegebenen Punkte und wählen

wir solchen Punkt nach Möglichkeit dort, wo man die Erscheinung bisher am wenigsten beobachtet hat. Italien, das nunmehr einheitlich gewordene Italien, soll sie uns in voller Wirksamkeit zeigen. Es bedarf weder einer sehr gründlichen noch einer sehr langen Beobachtung, um zu erkennen, daß in diesem Lande die nationalen Instinkte nur ganz sporadisch sind. Der Piemonteser, der Mailänder, der Venezianer, der Florentiner streben nicht darnach, über eine gewisse Grenze hinaus mit dem Römer oder dem Neapolitaner oder dem Sizilianer zu verschmelzen.

Man möchte vielleicht zu dem Glauben neigen, daß der Piemonteser den überwiegenden Einfluß, den er seit Beginn des gegenwärtigen Zeitabschnittes in den Angelegenheiten und der Leitung der anderen italienischen Ländergruppen ausgeübt hat, einzig und allein seiner alten monarchischen Verfassung, seinem neuerlichen verfassungsmäßigen Gehaben, dem jahrhundertalten Verdienst der Fürsten des Hauses Savoyen zu verdanken hätte. Ich habe nicht vor, auf diese Frage hier weiter einzugehen. Ich bemerke jedoch, daß alle in Italien wirklich vorhandene Tätigkeit von der norditalienischen Bevölkerung ausgeübt wird. Sie ist es, die arbeitet; sie, die etwas leistet und hervorbringt. Die Arbeiter kommen aus dem Norden des Landes, die Handwerker, die ihre Werkzeuge tatsächlich gebrauchen, stammen ebenfalls aus dem Norden. Weshalb wohl? Wie kommt es, daß sogar in Rom der Schneider, der Schuster, überhaupt jeder beruflich irgendwie tätige Mensch, sehr allgemein der Kleinhändler und insbesondere alle arbeitsamen Leute aus Oberitalien eingewandert sind? Die Ursache davon ist unbestreitbar die, daß man auf dem Grunde aller gewerbsmäßigen Tätigkeit Italiens die besondere Energie, beharrliche Tatkraft, maßvolle und angeboren rechtschaffene Intelligenz einer germanischen Herkunft findet. Ich hörte einmal, wie die Bewohner Messinas die Mannschaft des piemontesischen Regiments, das in ihrer Stadt in Garnison lag, „Tedeschi" nannten. Im Grunde hatten sie nicht so ganz unrecht und, vom Rassenstandpunkt aus, sogar

zum großen Teile recht. Die piemontesische Rasse ist hauptsächlich aus Burgundern und Franken hervorgegangen, zu denen sich noch Sueven gesellten.— Die Langobarden sind durch fränkische Einschläge aufgefrischt worden, da und dort auch durch den langen Aufenthalt deutscher Besatzungen seit dem 16. Jahrhundert. Und wenn man diesen Gegenstand in seinem ganzen Umfang zu behandeln hätte, so würde man noch die ehemalige Anwesenheit der Goten im Osten der Halbinsel zu berücksichtigen haben, um sich die Wesensart der Romagnolen völlig zu erklären; wie man aus der Bildung kleiner langobardischer Staaten im Süden sehr einleuchtend gewisse Anomalien ableiten würde, die man in jener Gegend hin und wieder antrifft. Doch wie dem immer sei und um die Eröterung über diesen Punkt, der hier ja nur von beiläufigem Interesse ist, nicht allzuweit zu treiben, sage ich zusammenfassend, daß es in Italien wahrhaftige Tätigkeit, Lebendigkeit, Entwickelung, nützliche Regung und Bewegung nur dort gibt, wo das germanische Element noch genug Einfluß besitzt, um das lateinische Element zu beherrschen. Hinsichtlich aller anderen Gebiete bin ich nicht überzeugt, daß man etwas anderes finden könnte als eine große Unordnung im Denken und Hand in Hand damit den Mangel an Zusammenhang im Tun. Doch ich kehre nun zu Frankreich zurück und will dasjenige, was ich in Italien beobachtet habe, darauf anwenden.

Zweites Stück

I.

Es ist ein ganz alltäglicher Brauch, daß ein Volk unter seinen Vorfahren sich den Stamm auswählt, der ihm ganz besonders zusagt. Nur diesen allein will es berücksichtigen, und es schmeichelt sich mit dem Gedanken, ausschließlich von ihm abzustammen. So versichern die Deutschen, die Germanen seien ihre Stammväter; die Italiener reden vom glorreichen Römertum; die Franzosen haben sich die Kelten auserkoren und werden nicht müde in ihrer Bewunderung für die Gallier. Indessen sollten sie, nicht minder als die Deutschen, die Wichtigkeit des germanischen Blutes in ihrer Geschichte in Betracht ziehen. Die Gallier sind viel weniger ihre Ahnen als die der Italiener; und gesetzt, daß es berechtigt ist und einen Sinn hat, die Rolle, die ein altes Volk bei der Bildung eines neuen gespielt hat, ohne zureichenden Grund zu übertreiben, so sollte man sich doch wenigstens für einen Namen begeistern, der dieser Mühe lohnt: und da sind denn die Gallier keine Leute, deren Verdienste in Anspruch zu nehmen sonderlich lohnend wäre.

Schon viele Jahre her hatten sie den Etruskern hart zugesetzt und den Römern kopflose Furcht eingeflößt. Letztere waren angesichts der gallischen Horden in jähe Bestürzung geraten. Sie führten ihre Götter und das Beste was sie sonst besaßen in tränenreicher Flucht von dannen und ließen auf der Hochburg des Kapitols weiter nichts zurück als eine ärmliche Besatzung, die so übel auf ihrer Hut war, daß, ohne die Gänse, vom römischen Namen nichts übrig geblieben wäre. Die Sieger jedoch waren nicht besser auf der Hut als die Besiegten. Sie wurden von Camillus empfindlich geschlagen, und weiterhin findet man unter den

Kraftäußerungen ihres Heldenzeitalters nichts Rühmenswertes mehr als den Zug nach Delphi und die Heldentaten der Galater. Dann ist's völlig aus mit ihnen. Die Römer nehmen ihnen Oberitalien ab, unterwerfen sie vollständig im Süden Galliens; und Cäsar, um in den Gassen und Schenken Roms den Glanz seines Namens aufzufrischen, bringt sie in weniger als zehn Jahren ganz und gar in seine Dienstbarkeit. Ich will nicht sagen, er habe sich dabei nicht als ein sehr geschickter Mann erwiesen; ich möchte vielmehr nur bemerken, daß, da er's ohne Widerrede war, die Eroberung Galliens von allen Unternehmungen, die er versuchen konnte, um sich immer schätzenswerter zu machen, die sicherste Aussicht auf gutes Gelingen bot. Alles was in Gallien gallisch, rein gallisch, rein keltisch war, dachte kaum entfernt daran, sich ernstlich zu schlagen. Die Haeduer, die Remer, denen ihr ausgedehnter Handel sehr am Herzen lag, taten sich vor allem etwas drauf zugute, fortschrittliche Leute zu sein (wie man heute sagen würde), und sahen ihren Anschluß an die italische Welt also gar nicht ungern. Der Titel „Freunde und Verbündete des römischen Volks und Senats" dünkte sie ganz besonders schmeichelhaft. Er war ein Freipaß und Geleitsbrief zum besseren Absatz ihrer verzinnten Kupferwaren, ihrer Häute und Felle, ihrer Wagen, ihrer Sklaven, ihrer Jagdhunde und alles dessen, was sie gemeinhin auf den Markt brachten. Folglich wünschten sie, da Cäsar Gallien begehrte, nichts sehnlicher, als ihm bei der Besitznahme behilflich zu sein. Zudem war dieses Land, von dem man sehr mit Unrecht wähnt, es sei in jener Zeit noch jung gewesen, im Gegenteil schon erschrecklich gealtert. Kein Mensch darin wußte, was er wollte, und Putsche und Umwälzungen waren an der Tagesordnung. Die Volksverführer fanden fruchtbaren Boden und ihr Weizen blühte. Deshalb hatten auch die Germanen schon hier und dort einige Zipfel des Landes an sich gerissen und — die Wahrheit zu sagen — so waren es fast ausschließlich diese Kolonien, die durch ihren Widerstand gegen die Römer den Krieg auf eine zehnjährige Dauer brachten. Ohne die Germanen

wäre bei weitem nicht so viel Widerstand geleistet worden. Im allgemeinen gefielen sich die Gallier vorzüglich im großartigen Reden; Taten waren weniger ihre Sache. Wir können uns noch heute ungefähr vorstellen, was man damals sagte, als die Germanen von Norden und die Römer von Süden her in Gallien eindrangen. Man sagte, das dringendste Erfordernis sei, die obrigkeitlichen Personen zu stürzen und die Verfassung zu ändern. Daran arbeitete man denn auch so gründlich, daß der göttliche Julius, schimmernd von dem Ruhme, den er weislich vorausgesehen hatte, an der Spitze seiner belgischen Legion Alauda und seiner germanischen Leibwache nach Rom zurückkehren konnte. Man darf sich nicht einbilden, er habe manche seiner Freunde von Autun und Reims zu Legionsführern gemacht. Er beschränkte sich darauf, Anwälte und Redner aus ihnen zu machen. In diesen beiden Berufen, die so eng verbunden sind, waren sie ganz ausgezeichnet. Sie wurden bald auch Dezemvirn und unter dem Sockel der bronzenen Wölfin bewundernswürdige Senatoren; Soldaten aber immer weniger und weniger. Tacitus enthält in dieser Hinsicht grausame und vielfach wiederkehrende Bemerkungen. Die Gallier hatten ihre eigenen Regierungen nicht aller Macht beraubt, um unter der Römerherrschaft ohne Umtriebe und ohne Putschversuche zu leben. Sie schmiedeten also unablässig geheime Ränke und empörten sich ziemlich oft. Aber — so schrieb der Verfasser der Annalen — eine einzige Kohorte hat die aufständigen Turoner gebändigt, ein Flügel Reiterei die Treverer in wilde Flucht geschlagen, etliche Schwadronen haben die Sequaner zum Weichen und Fliehen gebracht. Je reicher diese Leute sind, je überhäufter mit Genüssen, desto weichlicher sind sie auch. Es scheint, daß den Galliern sehr am Herzen lag, sich zu bereichern. Völlig gewiß ist, daß ihre Maulhelden sie sehr häufig zu Auflehnungsversuchen gegen Rom beredet haben; und da gleichzeitig, bei der großen Entwicklung ihrer Industrie, die eiserne Faust eines unerbittlichen Elends auf ihren unteren Volksklassen wuchtete, so fehlte es ihnen auch nicht an Aufständen des

Janhagels. Aber weder Aufstände noch Putsche gelangen jemals; es gelang nichts Ähnliches wie auf der Insel Britannien, allwo die Bewohner ein vollständiges Kaisertum aufrichteten. Die Gallier erhoben sich immer nur bis zum Wortgepränge, eine Tat ging nie daraus hervor. Damit ist ihre ganze Geschichte gekennzeichnet.

Aber halt, ich irre mich! Man schreibt ihnen noch ein Verdienst zu, welches wohl wert ist, daß man es erwähne. Man behauptet, daß sie sich durch spaßiges Reden hervortaten, daß sie die Helden des derben Witzes waren, daß die saftigen Zoten ihren Ursprung ihnen verdanken, und daß niemand vor ihnen und gleich ihnen es verstand, jenes zwerchfellerschütternde Gelächter zu erregen, das den Dickwänsten die Bäuche wackeln macht. Und seit etlichen Jahren ist man derart entzückt über die Größe, Schönheit und Herrlichkeit der genannten Erfindung, daß man, um ihre Heimat zu verewigen, solche Redensarten als Gauloiserien bezeichnet.

Die alten Schriftsteller, ich meine diejenigen des Altertums, lassen über diese Tugend kein Wort fallen. Es ist sogar bemerkenswert, daß sie niemals erwähnen, die keltische Rasse habe einen besonderen Frohsinn an den Tag gelegt, sich durch eine überströmende Heiterkeit, gleichviel ob feiner oder platter Art, ausgezeichnet. Was ihrem Schweigen in dieser Sache erhöhte Bedeutung gibt, das ist der Umstand, daß man Kelten gekannt hat und noch kennt, Kymren und Waliser, die den Galliern unbestreitbar verwandt sind, und bei diesen könnte man das gerade Gegenteil feststellen. Die Bretonen Frankreichs haben niemals im Rufe von Spaßmachern gestanden, ebensowenig die englischen Waliser. Die schottischen Bergbewohner haben in ihrer Gesprächsweise nichts Leichtfertiges oder Schlüpfriges; und wenn die Irländer bisweilen der lebhaften Auslassung ihres guten Humors fähig sind, so muß man bedenken, daß einesteils dies nicht im Sinne der Gauloiserie geschieht, und daß andernteils die Irländer keine sehr echten oder doch wenigstens keine sehr reinblütigen Kelten sind. Das milesische, wenn man will silurische, Blut fließt in ihren Adern

reichlich genug, um jene besondere Eigenart des Geistes darauf zurückzuführen, jene Bereitschaft zu schlüpfrigen oder neckischen Ausfällen, die den andern uns bekannten Zweigen der keltischen Rasse keineswegs eignet.

Es scheint nach alledem, was man von den geistigen Anlagen dieser Rasse weiß, daß zur Zeit, als ihr Blut noch nicht genug verbastert war, um von der eigentümlichen Verbindung, aus der es entsprungen, abzuweichen, ihr Charakter fast ausschließlich zu düsteren Stimmungen, zu einer melancholischen Schwärmerei hinneigte. Ihr Blut ist das Ergebnis einer Rassenmischung, einer Verquickung von weißem mit gelbem Blut. Eine harte und grausame Sinnesart war daraus hervorgegangen. Ihr verdanken die Druidenkulte, das Studium der Naturerscheinungen durch Zeichendeuter, ihren Ursprung. Sie ließ die Menschenopfer zu, vielleicht ohne sie selber erfunden zu haben. Sie gefiel sich in nächtlichen Gottesdiensten im Schoße verlassener Haine. Sie verehrte die Priesterinnen, die sich einer furchtbaren Einsamkeit auf der Insel Sein, auf der Insel Man geweiht hatten. Sie liebte den Gewinn, sie liebte die Plünderung. Der Anblick des Blutes war ihr nicht furchtbar, es mochte aus ihren eignen Adern rinnen oder die Glieder des getroffenen Feindes überströmen. Unter all diesen Anlagen, die eine wohlbekannte Wirklichkeit hervorgebracht haben, gibt es schlechterdings keinen Raum für spaßige Reden. Ich bin daher zu glauben versucht, daß man sich hierin täusche, daß man den Galliern eine Schlüpfrigkeit im Reden zuschreibt, die ihnen durchaus ferne lag. Da es aber ein offenbares Unrecht wäre, dem französischen Bürgertum eine Überlegenheit abzustreiten, um die es sich so krampfhaft wehrt; da man nicht ohne Unvernunft das Dasein der Fabliauxdichter[1]) leugnen kann (ich meine nicht etwa des Rabelais; denn diesem Riesen unter den Possenreißern ist die Farce lediglich eine Maske; sondern eines Béranger z. B., dessen Ruhm sich nur auf das Gefallen am

[1]) Fabliaux hier im weiteren Sinne von volkstümlich-derben und zugleich satirischen Dichtungen.

Unedlen und Gemeinen gründet), so glaube ich, daß man durch ein völliges Eingehen auf die Rassenfrage den Grund eines nur scheinbaren Widerspruches aufdecken wird.

II.

Als Cäsar sich zur Eroberung Galliens anschickte, da war — wie man bereits gesehen hat — seine Arbeit schon gründlich vorbereitet und, richtiger gesagt, bereits zur Hälfte getan. Ohne weitläufig zu wiederholen, was weiter oben über das Eindringen der Germanen gesagt ist, die seinen Erfolg beinahe in eine Schlappe verwandelt hätten, möchte ich mit Nachdruck auf die Gründung römischer Pflanzstädte hinweisen, die schon den gesamten Süden des Landes in weitem Maße umgestaltet hatten und bis über die Mitte hinaus vorgedrungen waren. Diese Besiedelung war der Ausgangspunkt für die Neuordnung der Dinge.

Der Diktator begriff sehr wohl, daß wenn die Belgier und germanisierten Arverner Leute waren, die den Verlust ihrer Unabhängigkeit auf unbestimmte Zeit in Frage stellten, dagegen die anders gemischten Gallier, die allzuviel finnisches, allzuviel hellenisches, allzuviel keltiberisches, allzuviel aquitanisches Blut aufgenommen und sich am Ende gar noch mit Horden alter und neuer Sklaven verschwägert hatten, deren Herkunft kein Mensch kannte, nunmehr eine viel zu unbeständige und gar zu demokratische Masse bildeten, als daß er auf die Versicherung ihrer Anhänglichkeit an das Römertum im geringsten hätte bauen dürfen. Da er aber keineswegs gekommen war, sie glücklicher oder gesitteter zu machen, noch ihnen auch nur ein erträgliches Joch aufzubürden, so fing er an, alles umzubringen, was ihm eines tätlichen Widerstandes fähig erschien. Und dieser „sanfteste" der Römer, dieser so „gutwillige" Mensch, dieses Venuskind, der Gatte aller Frauen, der ausbündige Schlemmer, der eingefleischte Ränkeschmied, das menschgewordene Ärgernis, nachdem er den letzten Seufzer des letzten Verteidigers von Alesia im Kerker Mamertinus

hatte ungehört verhallen lassen, verkaufte er die gallischen Kelten unter der Lanze und herdenweise und begann mit allem Eifer und einem Erfolge, den nichts gefährden konnte, sie über alle andern Provinzen seiner Republik zu zerstreuen, wobei er das Land, das ihre Ahnen und sie selber bis zur Stunde besessen hatten, soweit es möglich war, von ihnen säuberte. Diese alte bodenständige keltisch-gallische Bevölkerung entwurzelte er mit aller Sorgfalt, wie ein fleißiger Gärtner es mit einem Stück Heideland macht, das er in einen Garten verwandeln soll. Ganze Gebiete behielten außer dem Namen nichts Gallisches. Man kannte nach wie vor die Stadt der Bituriger; man fuhr fort, Burdigala (Bordeaux) mit seinem alten Namen zu bezeichnen; Lutetia (Paris) hieß noch immer Lutetia Parisiorum; Treviri (Trier) hörte nicht auf, angeblich im Besitz der Treverer zu sein. Doch die Treverer, die Parisier, die Bituriger waren nicht mehr dieselben. Die Menschen, die vordem jene Namen getragen, waren in alle Winde zerstreut, d. h. – wie gesagt – soweit sie überhaupt mit dem Leben davongekommen waren. Die römischen Kaufleute führten sie mit sich in die italische Halbinsel, verkauften sie auf den Märkten Spaniens, Afrikas, Griechenlands, Syriens. Viele von ihnen dienten dazu, den Germanen, die man in den Kneipen der Grenzgebiete ruinieren wollte, die Becher zu füllen. Etliche von diesen elenden Geschöpfen wurden bis an die Grenzen der Parther und in die römischen Standquartiere Armeniens verschlagen. Und an ihre Stelle, in die gallischen Städte, brachte man Veteranen, asiatische Pflanzer, afrikanische Pflanzer, spanische Pflanzer, Pflanzer aus Campanien, Osker, Etrusker, Sabiner, arme Teufel, die nicht wußten, von wannen ihre Großväter herstammten. Hier zeigt sich denn, wie und weshalb sich die lateinische Vulgärsprache verbreitete, allenthalben angenommen, gebraucht, gelehrt, gepflegt, vervollkommnet, in den Himmel gehoben ward; wie und weshalb sie die alleinige, einzige, ausschließliche Herrscherin in allen Gegenden Galliens wurde und zwar so

durchgehends, daß in wenigen Jahren das Keltische völlig verschwunden war.

Unter jenen ehrbaren Landstreichern und sogar unter den ausgedienten Hauptleuten und Freigelassenen, vermögenden Personen, die in dem neuen Lande, das man ihnen gegeben, alsbald in den Ehrenstand von Großgrundbesitzern erhoben wurden, gab es nun aber außerordentlich lustige Leute, Leute, deren Wesen ebenso heiter war wie das der Kelten düster. Vor allem genossen die Osker von alters her einen derartigen Ruf; ich habe weiter oben bereits etwas über ihre Atellanes gesagt. Sie waren lustig, sie waren derb, sie waren gemein. Im Reden, in ihrem ganzen Benehmen war die Plattheit ihr Lieblingselement. Da hätten wir, dünkt mich, die wirklichen Erfinder der Gauloiserie. Wer da will, mag ihre Art zu scherzen für sich in Anspruch nehmen und stolz darauf sein, daß er sie zu seinen Ahnen zählt. Ohne Zweifel besitzt ein großer Teil Frankreichs zu einer solchen Inanspruchnahme alles Recht.

Ein gallischer, aus Bordeaux gebürtiger Arzt des vierten Jahrhunderts hat für die Behandlung bestimmter Krankheiten eine Liste von Heilkräutern gegeben, die eine gewisse Anzahl keltischer Namen enthält. Seine Arbeit ist in lateinischer Sprache abgefaßt; ebenfalls lateinisch sind auch die meisten Namen und Bezeichnungen, die sich darin finden. Die gallisch-keltischen Wörter haben sich nur für jene gänzlich unkultivierten einheimischen Pflanzen erhalten, deren Gleichwort in der neuen Sprache aufzusuchen der Mühe nicht lohnte. Es scheint uns, dies sei einer der schlagendsten Beweise, die sich anführen lassen, für den spärlichen Anteil des keltischen Bluts in der Bevölkerung von Burdigala und Umgebung. Es darf aber daraus nicht geschlossen werden, daß man derselben Spärlichkeit allenthalben begegne. Sehen wir hier ganz ab von der Bretagne, ich meine von der kleinen Bretagne, die durch eine Ansiedlung im 5. Jahrhundert aufs neue von Kelten bevölkert, ihre Sprache und ihren Menschenschlag ziemlich gut erhalten hat, so ist zu bemerken, daß das keltische Element, allem Anschein nach,

in der ganzen Genferseegegend, im Gebiet von Bugey und vielleicht auch von Lyon in ziemlich weitgehendem Maße der Ausrottung durch Cäsar und seiner Nachfolger entgangen ist.

Und wenn man dem Zug der Berge folgt, die das alte Hochburgund auf der Schweizerseite einfassen, so könnte man noch interessante Spuren der alten echt gallischen Bevölkerung finden. Wohlverstanden, man bemerkt in all diesen Bezirken merkliche Unterschiede zwischen den örtlichen Typen und wenig oder gar keine Ähnlichkeit mit denen der Bretagne. Letztere sind in mancher Hinsicht noch weniger rein, obwohl sich dort die Sprache in einem merkwürdigen Grad von Vollständigkeit erhalten hat, und vor allem sind sie aus sehr unterschiedlichen Verbindungen hervorgegangen, sei es mit den Silurern, sei es mit ganz ausgesprochenen finnischen Mischlingen. Von außerordentlichem Interesse ist, daß sich im Hochburgund keltische Überreste allenthalben erhalten haben, sowohl in den Orts- und Personennamen mit den Endungen = oz und = az wie auch in den örtlichen Mundarten.

In der Auvergne findet man dasselbe. Die dortige Mundart weist völlig keltische Formen auf, und die Endung = at und der häufige Gebrauch des Nasenlautes gn haben den nämlichen Ursprung. Ganz besonders beachtenswert ist aber die auffallende Übereinstimmung des Körperbaues, der Schädelformen, des Gesichtsausdrucks und damit ganz natürlich und unvermeidlich zusammenhängend die durchgängige Ähnlichkeit der sittlichen Fähigkeiten: Gründlichkeit des Geistes, Gewinnsucht, Hängen am Besitz, Gediegenheit, Rechtschaffenheit, Besonnenheit, mit den völlig gleichen Fähigkeiten, welche man bei der portugiesischen Bevölkerung in der Umgegend Oportos in Portugal findet, deren keltische Herkunft keinem Zweifel unterliegt, und die das Ergebnis späterer Mischungen sein muß, wie sie ganz ähnlich auch die Bewohner der Auvergne, von denen hier die Rede ist, durchgemacht haben. Denn man würde mit Unrecht glauben, die Bevölkerung dieser Provinz sei überall gleichartig.

Obwohl ich die wichtigsten Punkte in Frankreich, wo man noch keltischen Resten begegnet, bereits aufgezählt habe, so darf man doch nicht wähnen, es könnten keine anderen mehr genannt werden. Die Familien des untersten Standes sind den Achterklärungen der Römer allenthalben etwas entwischt; und es ist natürlich, daß einzelne mehr oder weniger wirksame keltische Herde, die sich aber sehr demütig duckten und im Verborgenen hielten, eben dank ihrer Demut fortbestehen konnten. Immerhin, da sie weder sehr zahlreich noch sehr rührig waren, haben sie sich nur in beschränktem Maße wieder aufgerichtet, und was sich davon vielleicht noch im Hinterlande von Chartres, im Gebiet von Bourbonnais und Berry, an einzelnen entlegenen Orten der Saintonge oder des Poitou nachweisen ließe, das würden immer nur abgesonderte und versprengte Reste sein.

Dagegen findet man keltisches Blut noch heutzutage sehr reichlich in Oberitalien, allwo es, in Verbindung mit germanischem Blut, in jedem Sinne hochwertige Ergebnisse gezeitigt hat. Nicht daß es nicht auch kräftig mit lateinischem Blut vermischt worden wäre; aber trotzdem läßt es sich im ganzen Alpenlande und in einigen Falten des Apennin mit leichter Mühe erkennen und aussondern. Die Körpertypen haben zahlreiche Spuren davon bewahrt und die Mundarten noch mehr. Man darf sogar für gewiß erachten, daß fast sämtliche keltische Wurzeln, die man im Französischen beobachtet, erst mit dem Lateinischen dahin übertragen und verpflanzt worden sind; wogegen sie im Lateinischen ursprünglich und lange in ihrer keltischen Form fortbestanden hatten und dort aus Samen aufgegangen, nicht erst durch Verpflanzung hingelangt waren. Und ich wiederhole hier, daß, abgesehen von der keltischen Wiederbesiedelung der Bretagne, die Italiener viel mehr als die Franzosen dazu berechtigt sind, sich auf ihre keltische Herkunft zu berufen, wenigstens die Bewohner Norditaliens und Umbriens. Auch hat man in Italien mit keltischen Unterschichten zu rechnen, die mehr oder weniger sichtbar

sind, sich zwar nur mehr oder weniger erhalten haben, aber in ein oder dem andern Zeitpunkt durch die ganze Halbinsel hin wirklich vorhanden waren.

Nach diesem Hinweis auf den verhältnismäßig sehr schwachen Anteil des keltischen Blutes am lateinischen Volkstum, wie es in Gallien seit der Besitznahme durch die Römer existiert hat, müssen wir eine andre Schicht der heimischen Bevölkerung in Betracht ziehen, deren Überreste im Schoße der neuen Verbindung aufgegangen sind. Ich meine das aquitanische Blut. Kein Zweifel, daß es in den ältesten Zeiten der Geschichte eine beträchtliche Rolle gespielt hat. Es war anscheinend ein Glied einer ursprünglichen Kette von Völkerwanderungen, die Europa lange vor dem Auftreten der Kelten (sowohl der Gälen wie der Kymren) überflutet haben, und von denen man heute noch drei getrennte Wellen erkennen könnte, nämlich die Aquitanier, die Etrusker und die Illyrier. Daß diese drei Völker der weißen Rasse angehört haben, das ist's, woran zu zweifeln ihr körperlicher Typus nicht zuläßt. Daß sie aber eine arische Sprache gesprochen, vermochte man bisher nicht festzustellen, ja nicht einmal zu vermuten, ebensowenig wie man angeben kann, wäre es auch nur annäherungsweise, daß das Etruskische, das Euskara und das Albanische diesen oder jenen bestimmten Ursprung haben. Dieses dreifache Forschungsfeld, das sich der Wissenschaft darbietet, bisher aber gegen jede Lösung verschlossen hat, starrt auf allen Seiten förmlich von Schwierigkeiten aufreizendster Art. Was das Etruskische anlangt, so haben reichlich vorhandene Texte, ungeachtet sie sehr genau ausgeführt, wohlerhalten, in einer von allen Rätseln freien Schrift abgefaßt, mit Eigennamen und mitunter leicht zu deutenden Wörtern übersät sind, dennoch bisher keins ihrer Geheimnisse preisgeben wollen. Manchmal weiß man im großen und ganzen, was sie besagen, aber der Sinn aller Einzelheiten bleibt völlig im Dunkeln. Das Albanische sodann ist eine Sprache, die noch gesprochen wird und sich leichtlich handhaben läßt. Kein Wort bleibt seinem

Sinne nach rätselhaft. Was aber ihr inneres Wesen, ihren Ursprung, ihre Verwandtschaft, ihre Quelle betrifft, so entziehen sich all diese Dinge jedweder Erkenntnis. Man mag noch so lange an diesem Buchstabenrätsel herumraten, das uns laut und offen vorgesagt wird, man dringt von keiner Seite her in die vorgelegten Schwierigkeiten ein, die denn auch bis zur Stunde unauflösbar geblieben sind.

Wieder ein ganz anderes Rätsel gibt uns das Euskara, die Sprache der Basken, auf. Sie ist, wie das Albanische, eine noch lebende Sprache. Schriftdenkmäler davon sind vorhanden, ihre Zahl ist zwar nicht sehr groß, ihr Alter sehr bestritten und bestreitbar; allein die gesprochene Sprache sowohl wie die geschriebene lassen klipp und klar erkennen, daß sie dem agglutinierenden System zugehören. Die finnischen und amerikanischen Mundarten bieten uns die vollkommensten Muster für diese Sprechweise. Das Baskische hat sich seit der Zeit, wo man es mit Gewißheit ihm selbst vergleichen kann, in seinen Wörtern, ihrer Aussprache und folglich auch ihrer Schreibweise sehr verändert. Das Älteste, was wir von ihm kennen, findet sich auf den Umschriften der keltiberischen Münzen, und diese Texte sind allzukurz, als daß man viel damit anfangen könnte. Schließlich bewahrt es aber trotzdem als wichtigste, augenscheinlich alte und ursprüngliche Eigenschaft sein Agglutinationsvermögen; daher seine Ähnlichkeit mit den finnischen und amerikanischen Sprachen. Diese letztgenannte Eigentümlichkeit hat die Anhänger der Atlantis[1]) vor Freude erzittern lassen. Sie waren entzückt, eine solche Verbindungsbrücke zu haben, die sie über die Fluten des Ozeans schlagen konnten. Was aber vor jeder andern Erwägung eine gezügelte Phantasie davon abhält, sich mit ihnen auf einen solchen Weg zu begeben, das ist der Umstand, daß man einem Basken nur ins Gesicht zu schauen braucht, um sich auf den ersten Blick zu überzeugen, daß dieser Mensch mit Leib und Seele der arischen Rasse angehört. Er hat die Schönheit, die Kraft, die Vorzüge

[1]) Der fabelhafte Inselkontinent, von welchem Plato im Timaeus berichtet hat.

und die Fehler des arischen Menschen und, mit oder ohne Atlantis, ist es ebenso schwierig, ebenso ganz unmöglich, ihn einem Algonkin wie einem Lappländer zu vergleichen. Wenn man ihn ins Auge faßt, sein Benehmen beobachtet, so ist man von seiner hohen Abkunft dermaßen überzeugt, daß, wenn eines Tages bewiesen würde, daß die Sprache, deren er sich bedient, tatsächlich der finnischen Gruppe angehört (was ja der Fall sein könnte, ohne daß man übrigens genötigt wäre, eine Einwanderung aus Amerika vorauszusetzen), man nicht umhin könnte, für ihn wie für andre Völker, die Israëliten z. B., den Schluß zu ziehen, er habe im Lauf der Zeiten und unter dem Druck besondrer Umstände den Gebrauch einer Sprache angenommen, die ihm von Haus aus nicht eigen war; und er würde deswegen nach wie vor nicht weniger Arier sein. Es möchte sogar scheinen, daß ihm in den Abwinkeln der Pyrenäen dieses einzigartige Los zugefallen ist, im Kern und Ausbund der aus den Baskenfamilien gebildeten Bevölkerung seine ursprünglichen Vorzüge viel besser und reiner zu bewahren als andre mächtigere und ausgebreitetere Zweige seiner Rasse, die sich aber eben deswegen weit mehr mit fremdartigen Elementen berührten und durchsetzten, und für die uns die alten Geschichtsschreiber Züge überliefert haben, welche dem heutigen Basken nicht zukommen. Aus dieser Bemerkung würde notwendig folgen, daß der Aquitanier, der Baske, der Iberer unsrer Tage von älterem Schlag und sozusagen von weniger abgeschliffenem Gepräge ist als der Iberer zu Cäsars Zeit. Denn jener war schon allerhand Vermischungen erlegen, die unser Zeitgenosse anscheinend in viel minderm Maße durchgemacht hat.

Der Eroberer Galliens stellt in seinen Kommentarien fest, daß die Iberer oder Aquitanier ehedem ein viel ausgedehnteres Gebiet inne hatten, als man zu seiner Zeit in ihrem Besitz glaubte. Die Kelten, die nach ihnen ins Land gekommen waren, hatten sie allmählich zurückgedrängt; und da sie vermutlich viel zahlreicher wie auch viel stärker

mit finnischem Blut vermischt waren und schon damals eine Unzahl Mestizen und Sklaven minderwertiger Rasse als Hilfstruppen mit sich führten, hatten sie die Iberer nach der einen und anderen Seite geworfen, nach links und nach rechts; und indem sie tiefer ins Land eindrangen, hatten ihre Massen jene bis in die entlegensten Teile von Spanien und Lusitanien verfolgt und aus ihrem Besitz vertrieben. In diesem langen und schmerzensreichen Ringen behaupteten sich die mehr oder minder reinen Aquitanier noch bis zum linken Ufer der Dordogne, zogen dem Languedoc entlang, ja durchquerten ihn sogar noch und gelangten schließlich im heutigen Roussilon ans Mittelländische Meer. Dies war so ungefähr ihr Verbreitungsgebiet, als der Diktator sich zu ihrer Unterwerfung anschickte. Doch — ich wiederhole — er wußte, daß sie in einer früheren Zeit viel mächtiger gewesen waren. Und teils im Vertrauen auf diese Erklärung, teils den Verlockungen sprachgeschichtlicher Art nachgebend, teils auch auf Grund gewisser Ausdeutungen des geschichtlichen Tatsachenstoffes, kann man zu einer Folge von Annahmen gelangen, die zwar nichts Sicheres enthalten, aber auch nichts, was der Natur der Dinge entgegenstände oder widerspräche.

Danach wären die Iberer oder Aquitanier als ein Zweig des arischen Stammes aus Hochasien aufgebrochen und hätten sich von ihren Stammesgenossen, den künftigen Hindus und künftigen Persern, an irgendeinem Punkte in der Nähe des Kaspischen Meeres getrennt. Da die nordwestwärts führenden Straßen bereits von den Urvätern der Kelten und Slaven versperrt waren, die gleichfalls nach Europa wanderten, zogen sie dem Westufer des Binnenmeeres entlang nach Süden und drangen in den Kaukasus ein. Dort kann man ihre Gegenwart zum ersten Male feststellen; denn einem Brauch der weißen Völker zufolge führen sie die Ortsnamen, die ihnen vertraut und teuer sind, auf ihren Wanderungen mit sich und übertragen sie auf jede Örtlichkeit, wo sie eine Zeitlang verweilen. Daher erhält und bewahrt der Kaukasus eine Bevöl-

kerung, die sich Iberer nennt. Unser Wandervolk gelangt inzwischen nach Thrazien. Ein thrazischer Fluß nimmt alsbald den Namen Hebros an. Und da nicht nur unkultivierte, sondern gänzlich wilde Rassen das Land bewohnen und die Ankömmlinge ihnen die ersten Begriffe des sozialen Lebens bringen, ist es nicht völlig ausgeschlossen, daß Orpheus, der thrazische Held, Dichter und Gesetzgeber, ein Iberer war. Allein das wandernde Volk bleibt nicht in Thrazien. Es überschreitet die Engpässe des Haemusgebirges, steigt nach dem Nordende der Adria hinauf und läßt vielleicht jenes Seeräubervolk der Liburner zurück, das später wegen seiner leichten Schiffe berühmt wird und dessen Herkunft bisher ganz dunkel geblieben ist. Dann, bei seinem Eintritt in das Alpenland, läßt es da und dort jene Siedelungen erstehen, die seinen Namen tragen. Es gründet Ivrea im Piemont, Evolena im Wallis, Yvoire am Genfer See, Ebrodunum (das heutige Yverdon) am Ufer des Neuenburger Sees. Durch die Dauphiné dringt es ins jetzige Frankreich ein und erbaut daselbst als Wahrzeichen seines Aufenthalts ein weiteres Ebrodunum, welches heute Embrun heißt. Es errichtet ein Eburovices in der Gegend von Lyon, Ebreuil im Gebiet des Bourbonnais, andre Eburovicer erbauen Evreux. Eburonen gelangen bis nach Lüttich hinauf. Evrecy wird an der Küste des Ozeans in der Provinz Calvados und Evron in der Landschaft Maine gegründet. Ein Eboracum (York) erscheint sogar in England, so daß demnach der gesamte Westen Europas bis zum Rhein die einstige Gegenwart und Herrschaft der Iberer, der Aquitanier bezeugen würde, die nach Cäsars Meinung vordem ein so ausgedehntes Gebiet bewohnten. Und daß die weite Verbreitung ihres alten Namens kein zu verachtendes Beweisstück sei, läßt sich aus seinem Vorkommen in Spanien folgern, allwo man dem Ebro begegnet; ja, selbst im Herzen Portugals hat man noch Evora.

Nunmehr bietet sich uns noch eine andre Betrachtung dar, die gleichfalls nicht zu unterschätzen ist: Die Iberer

werden von den Schriftstellern des klassischen Altertums wegen ihrer Geschicklichkeit im Bergbau gerühmt, und zwar nicht nur für das Einschmelzen und . . . . [1]) der Metalle, sondern auch ob ihrer Kenntnis der technischen Konstruktionen und des Sappens. Danach möchte es scheinen, daß dieses Volk als erstes die Bronze in Europa eingeführt hat, und daß in gewissen Fällen, wo man seit einigen Jahren im Westen Europas (in Nordfrankreich und bis nach Belgien hinauf) Erzeugnisse etruskischer Handarbeit vor sich zu haben wähnte, die Hand der Iberer zu erkennen ist. Ich hätte z. B. kein Bedenken, in ihnen die Schöpfer jenes gallischen Keßlerhandwerkes zu sehen, das die Verzinnung erfunden und dadurch in der römischen Welt so hohen Ruf erlangt hat. Ich habe vor einiger Zeit vorgeschlagen, ihnen einen Helm zuzuschreiben, den man im Schlamm eines Wasserlaufes fand und bisher wegen des Stils seiner Schmelzarbeit an nichts Bekanntes anzuschließen vermochte. Und ich möchte sie auch unter die ältesten Verbreiter einer besonderen Kunst zählen, nach deren Wurzeln man eines Tages weder in Mesopotamien noch in Ägypten in einer verhältnismäßig recht späten Zeit wird suchen müssen, sondern hinter den noch ungelüfteten Schleiern eines fernen Altertums in den Ländern Hochasiens, allwo die weiße Rasse ihre erste Entwicklung erlebte.

Man darf unbedenklich annehmen, daß schon sehr früh und auf ihrem gesamten Wanderzuge (vor allem in der Schweiz, wo es von Pfahlbauten wimmelt und die große Vielheit der Steinwerkzeuge die einstige Gegenwart der finnischen Rasse verrät) die Iberer zahlreiche Blutmischungen erlitten, gleichwie später die Kelten, und daß dieser finnische Einschlag eine empfindliche Abschwächung ihrer körperlichen Eigenart wie auch gleichzeitig ihrer sittlichen Fähigkeiten verursachte. Indessen wurden sie dadurch an Zahl stärker, und als sie ihre unbestrittene Herrschaft über Grund und Boden den noch zahlreicheren keltischen Er-

[1]) Unleserliches Wort.

oberern abtreten mußten, die sich ihrerseits nicht minder mit finnischem Blut vermischt hatten, da führte diese Gleichheit der mütterlichen Herkunft im Blute der einen und der andern gar leicht zu gegenseitigen Verträgen, zu gemeinschaftlichem Wohnen, zu wechselseitigem Austausch der Ideen, zur Annahme derselben Sitten und Gewohnheiten. Und gleichwie die Kelten, nachdem sie in Spanien (wie zuvor in Frankreich) eingebrochen waren, sich im ganzen Bereiche der keltiberischen Niederlassungen mit den Aquitaniern vermischten, so bewirkte eine solche Vereinigung auch in Frankreich, daß Ströme aquitanischen Blutes bis weit nach Norden hinaufflossen und umgekehrt keltisches Blut südwärts bis zum Fuß der Pyrenäen gelangte.

Das kritische Studium der Bilddenkmäler wird mit jedem Tage bereichert und zeitigt Ergebnisse, woran noch vor wenigen Jahren kein Mensch dachte. Für mich besteht kein Zweifel, daß man eines schönen Tages zu einem viel umfassenderen Wissen über den Ursprung der Aquitanier gelangen wird. Ja, man wird auch die griechischen und lateinischen Texte, sofern sie uns Aufschluß geben über diese für die französische Rassengeschichte so wichtige Frage, besser lesen und viel mehr davon verstehen, als bisher möglich war.

Indessen, was immer die Zukunft uns bescheren wird, eines steht schon heute fest, nämlich die Tatsache, daß in der blutlichen Zusammensetzung der gallischen Bevölkerung vor Cäsars Ankunft reinrassige Volksstämme nicht vorhanden waren oder nur einen äußerst geringen Raum einnahmen. Wenn es noch Kymren, Gälen, Iberer von unberührter Abstammung gab, so konnten dies lediglich Glieder ganz kleiner Volksgruppen sein, die in irgendwelche entlegenen Wald- oder Gebirgsgegenden verdrängt waren, deren Lage und geographische Gliederung den fremden Einbrechern mancherlei Hindernisse entgegenstellten. Fast überall waren dagegen Gallier, Kymren, Aquitanier auf den verschiedenen Straßen, die ihre Wanderhorden einhielten, finnischen Massen begegnet, mit denen sie

sich durch Kampf, Sieg, Niederlage, durch Einstellen von Sklaven verbanden und vermischten, sei es daß die Weißen Herren und Meister geblieben waren, sei es daß die Gelben ihnen das Joch aufgelegt hatten, was indessen höchst selten geschah. In der Folge hatten sich diese keltischen Mischlinge mit den aquitanischen Mischlingen verbunden, und der mächtige Vorstoß germanischer Stämme, die schon vom ersten vorchristlichen Jahrhundert ab den ganzen Norden bedeckten und bis in die Auvergne eindrangen, hatte den Rassenwirrwarr, der ohnehin schon genügend groß war, noch mehr verwickelt. Denn, ohne die Germanen mitzuzählen, gab es bereits vier Volkselemente: Das Finnische, das Kymrische, das Gälische und das Aquitanische. Fortan aber — und schon vor dem Erscheinen Ariovists, waren es ihrer fünfe, zu denen die römische Nachbarschaft der Provence bereits jenen unentwirrbaren Mischmasch hinzuzufügen begann, der sich lateinische Rasse nennt.

III.

Da die gallischen Gemeinwesen derart zu Behältern so vieler unterschiedlicher Rassenelemente, so vieler zwiespältiger Temperamente, so vieler, grundverschiedenen Denkweisen entsprungener Gedanken geworden waren, ist es weiter nicht nötig zu fragen, weshalb Verwirrung und Aufruhr in sie hineinkam. Hier glaubte man noch den Druiden; dort hatte man den Glauben an sie verloren. In der einen Völkerschaft gab man den angestammten Oberhäuptern zwar noch Gehör; allein, schon begegnete man neuen, durch ihren Reichtum einflußreichen Männern, die durch Schimpfreden das Ansehen der Erbfürsten schmälerten und sie durch die große Schar ihrer Schutzbefohlenen beunruhigten. Anderswo hatte man einen König eingesetzt. Allein da dieser König von allen Seiten bedroht war und doch leben wollte (was das erste Bedürfnis des Königs, der ganzen Völker und der einzelnen Untertanen ist), so

schlug er sich, um sich zu behaupten, auf die Seite des Tyrannen oder man beschuldigte ihn doch mindestens eines solchen Vorhabens. Allenthalben erhoben die Volksverführer das Haupt und paraphrasierten ihre ewig gleiche Hetzrede. Der Himmel hat nur eine einzige entstehen lassen, sie genügt aber für alle Zeiten. Endlich gab es auch überall, in allen Volksstämmen, in allen Städten Leute genug, die, der endlosen Unruhen müde, der ewigen Reden überdrüssig, nicht ungern den Lateinern ihr Ohr liehen, die ihnen in überzeugender Weise sagten: „Ruft die Römer herbei und ihr werdet Frieden haben!" Da hätte man denn noch einmal den Grund, weshalb der Diktator nur zehn Jahre brauchte, nicht um die Gallier zu unterwerfen — er unterwarf sie vielmehr sofort —, sondern um sie zu erdrosseln, zu erdrücken, zu zermalmen, sie durch Entvölkerung auf alle Zeiten zahm zu machen.

Die Neugallier, die neue Bevölkerung, das was man damals ohne Zweifel die neue Gesellschaftsschicht nannte, zivilisierte, aufgeklärte und der vormaligen Barbarei entwachsene Leute, hatten des Glückes, das sie so sehr gepriesen und das ihnen nun zuteil geworden, bald genug. Sie genossen in grenzenlosem Überfluß den römischen Frieden, die römische Herrlichkeit, die römische Gerechtigkeit, die ganze römische Phrasenmacherei; denn in der gesamten Geschichte hat keine Rasse je so sehr in hohlen Phrasen triumphiert wie die lateinische. Und der Genuß all dieser Wohltaten hatte bereits unter Tiberius seine Frucht getragen, nämlich die, daß die Gallier, durch Steuern, Eintreibungen, Erpressungen jeder Art erdrückt, nicht nur um das Ihrige gebracht, sondern noch von Schulden gequält wurden. Und als die Neugallier nicht mehr wußten, was aus ihnen werden sollte, da empörten sie sich. Florus machte seine Umtriebe in Trier, Sacrovir die seinigen bei den Haeduern, d. h. in der Gegend des heutigen Autun. Was für Leute waren denn diese beiden Gallier? Es waren — sagt Tacitus — Männer von erlauchter Geburt, „nobilitas ambobus". Wir werden sofort sehen, wie wenig, nach der Ansicht des Tacitus, es brauchte, um diese nobilitas

zu erlangen. Er denkt in dieser Hinsicht wie ein englischer Peer. Es handelt sich lediglich darum, einen Sitz im Parlament zu erhalten. Man setzt sich als gemeiner Bürger nieder und steht als Adliger wieder auf. So wars auch bei den Römern. Kurzum, der edle Florus und der edle Sacrovir stellten ihre Anhänger zum Losschlagen bereit. Der erste wollte die Kaufleute umbringen lassen. Allein sein Anschlag scheiterte. Er suchte in die Ardennen zu entfliehen, wurde aber gar bald eingeholt und samt seiner Rebellenschar niedergemacht.

Sacrovir verstand seine Sache besser. Er zog gegen vierzigtausend Mann zusammen, ein Fünftel davon, also sechs bis siebentausend Mann, wurden regelrecht bewaffnet und in Trupps eingeteilt. Der Rest begnügte sich mit mehr oder weniger langen Messern und Knebelspießen; und dann gab es noch die cruppellarii. Dies waren Sklaven, dazu bestimmt, später als Fechter aufzutreten, die man in äußerst schwere Eisenrüstungen steckte. Sie waren darin gegen Hiebe und Stiche gefeit, ohne Zweifel ein großer Vorteil, „accipiendis ictibus impenetrabiles“, sagt Tacitus sehr ernsthaft. Leider nötigt ihn die Wahrhaftigkeit, alsbald hinzuzufügen: „inferendis inhabiles“, d. h. sie waren ganz und gar unvermögend, ihren Feinden auch nur ein Haar zu krümmen. Schulter an Schulter mit den cruppellarii marschierten die Aufständigen, die vom flachen Lande oder den benachbarten Inseln gekommen waren, und sangen — man kann es sich lebhaft vorstellen — die herrlichsten Dinge von der Welt im heldenhaftesten Tone. All das wurde in einem Nu über den Haufen geworfen, einschließlich der cruppellarii, die man auf den Rücken schmiß, in welcher Lage sie dann mit Kolben- und Axtschlägen ins Jenseits befördert wurden. Solche Leute waren also die Neugallier. Sie empörten sich sehr oft, aber allemal ohne jeden Erfolg. Was den Grund ihrer Aufstände anbelangt, so hatten sie nicht so ganz unrecht. Der römische Friede, die römische Gerechtigkeit, die römische Herrlichkeit gaben ihnen hinreichend Anlaß. Und wenn sie aufs äußerste

gebracht waren; wenn sie Hungers starben oder doch nahe daran waren, so pflegten sie einen Entschluß zu fassen. Dieser Entschluß war aber allermal schlecht und konnte nur Unheil stiften. Denn irgendeine ordentliche Regierung anzunehmen, sich untereinander zu verstehen und jemandem zu gehorchen, diese drei Voraussetzungen jeder dauerhaften und lebensfähigen politischen Kombination war ihnen etwas Unmögliches. Die neuen Gallier waren in Hinsicht auf all diese Dinge noch viel schlimmer als die alten, und es gab die besten Gründe dafür, warum dies so sein mußte: Sie waren noch viel mischrassiger. Sie gehörten der lateinischen Rasse an, d. h. sie gehörten überhaupt keiner Rasse an und konnten folglich eine klar umrissene Idee, die zu beharrlichem Handeln führte, nicht kraftvoll in sich aufnehmen, geschweige denn auf die Dauer festhalten und bewahren. Im übrigen redeten sie ungeheuer viel. Sie hörten sich selbst gerne reden; sie hörten auch gerne die andern reden. Und wenn nur geredet wurde und wenn sie nur reden durften, gleichviel worüber, so gerieten sie in helle Begeisterung. Reden, dies war ihr großes, ihr einziges Anliegen. Wenn und solange sie redeten, hielten sie sich für frei; und reden, um zu sagen, daß sie von allen Menschen die unglücklichsten, ausgeraubtesten, unterdrücktesten seien, und um die Segnungen der Freiheit zu preisen, das war der Gipfel dessen, was das Schicksal einem Menschen gewähren konnte.

Ich möchte dem Leser nicht weismachen, daß ich beim Niederschreiben der vorstehenden Zeilen nur an Sacrovir und seinen Genossen Florus und an die biederen cruppellarii dachte. Nein, in ihre Reihen mischen sich auch die verblaßten Schemen einiger Nationalgardisten der neuesten Zeit und Gestalten von Abgeordneten und Anwälten. Doch die einen machen den andern keine Schande. Die Söhne sehen ihren Altvordern zum Verwechseln ähnlich, und zwar so durchaus, daß die Großtaten der einen dazu dienen, ein erhellendes Licht auf die Großtaten der andern zu werfen.

Man muß auch mit einiger Aufmerksamkeit bei einer Tatsache des ersten und zweiten christlichen Jahrhunderts verweilen, die für das Frankreich des neunzehnten überaus lehrreich ist. Man hört auf Schritt und Tritt immer wieder sagen, Frankreich besitze unermeßliche Reichtümer. Die Zeitungen werden niemals müde, ihre Begeisterung über diesen interessanten Punkt auszudrücken: Gewaltiger Umlauf von Metallwerten, noch bei weitem größerer Überfluß an Papiergeld. Landwirtschaftliche Erzeugnisse, industrielle Erzeugnisse, alles ist ungeheuer, riesenhaft und nimmt noch beständig zu. Beim Einatmen dieser Atmosphäre, die überladen ist von den Dünsten der Üppigkeit, überhitzt von den glühendheißen Ausströmungen raffiniertester Genüsse, sagt sich jedermann, in allen Nerven, in allen Kräften der Einbildung von diesen Dünsten und Dämpfen und dem beizenden Hauche, der die ganze Luft erglühen macht, bis zur Krankheit überreizt: Man muß reich sein! Und man will's und kann's. Es gilt ja nur, sich einer solchen Aufgabe mit der ganzen dazu erforderlichen Hingebung zu widmen, ohne Zerstreutheit irgendwelcher Art, ohne Schwachheit, ohne Reue; hinlänglich aufmerksam auf das, was erlaubt ist, um die Grenzen des Erlaubten nicht allzu weit zu überschreiten, ohne sich genügende Mittel zu sichern zum Schutz und Schadloshalten seiner Verwegenheit, und hinreichend fest, um seine Vorrechte und Ansprüche so weit auszudehnen, wie es mit dem Charakter des Gesetzes verträglich ist. Diese Regel ist genügend, sie ist klar. Man versteht sie; man befolgt sie; man hat recht; man kommt vorwärts; man wird eines Tages reich sein. In Gallien war man schon im zweiten Jahrhundert, dann im dritten und vierten, überaus reich. Die allgemeinen Verhältnisse in der römischen Welt neigten zur Entwicklung einer außerordentlichen Produktion. Und da der Verbrauch gleichfalls außerordentlich groß war, indem die Nachfrage dem Angebot mindestens die Wage hielt, da alles, in schrankenlosem Ausmaß, auf Pflege, Befriedigung und Mehrung des materiellen Wohlergehens

abzielte, so war jeder Teil des Kaiserreiches nicht nur darauf erpicht, alles zu geben, was er aus sich herauszuziehen vermochte, sondern ein Tauschgeschäft kam dem andern entgegen, und jedermann kaufte mit der einen Hand, indessen er mit der andern verkaufte. Bei diesem allgemeinen Handel und Wandel konnte es nicht fehlen, daß Gallien mit einer Überlegenheit, die es noch heute bewahrt, die doppelte Rolle des Erzeugers und des Zwischenhändlers spielte. Es versandte nach Spanien wie nach Italien, nach Germanien wie nach Großbritannien nicht nur, was es zu verarbeiten oder aus seinem Boden zu ziehen verstand, welches nicht eben wenig war. (Ich nannte bereits Kupferwaren, Sklaven, Jagdhunde, Prachtwagen und Gebrauchsfuhrwerke; ich hätte hinzufügen sollen: Getreide, Salz- und Rauchfleisch, Weine, bunte Gewebe.) Es machte auch den Handelsvermittler und besaß gewaltige Lagerhäuser für die italienischen, spanischen, afrikanischen, griechischen und asiatischen Waren, die von einem Land in das andere rollten. Und seine Hafenstädte: Marseille, Antibes, Cannes am Mittelmeer, Bordeaux, Vannes und andre am Ozean unterhielten Handelsflotten, die eine außerordentliche und unablässige Tätigkeit entfalteten. Eine irregeleitete Vorstellung denkt sich das römische Gallien zumeist bloß als ein Land, bedeckt von gewaltigen Wäldern und endlosen Morästen, die in seinem mittleren Teile oder im Norden (denn von den Amphitheatern in Nîmes, Lyon und Toulouse hat man einen besseren Begriff) nur hin und wieder von bebauten Feldern unterbrochen wären. Dieses Bild trifft aber nicht zu für die Zeit, von der hier die Rede ist. Es entspricht einem viel früheren Stand der Dinge, einem Zustand, der, wie man glauben darf, der Ankunft Cäsars lange vorausging, oder aber einem viel späteren; denn es würde auch mehr oder weniger genau für die Zeiten nach dem fünften nachchristlichen Jahrhundert gelten. Damals aber, als die lateinische Rasse den hauptsächlichen Baustoff lieferte, aus dem die neugallische Rasse sich aufbaute, bot das Land einen viel mannigfaltigeren,

reicheren, verlockenderen Anblick dar. Noch heutzutage würde man seine damaligen Herrlichkeiten mit Wohlgefallen bewundern. Die Dichter des vierten und fünften Jahrhunderts schildern uns die Einzelheiten. Die Auvergne, Aquitanien, die Gegend von Trier wie auch Neustrien boten Landschaftsbilder, die durch Menschenhand stark umgestaltet waren und eher einen fein kultivierten als ländlich schlichten Eindruck machten. Es gab in allen Landesteilen nur lauter ausgedehnte Domänen, deren Eigentümer verfeinerten Lebensgewohnheiten huldigten, also Latifundien ganz wie in Italien. Da sah man allenthalben Städte mit mächtigen Säulengängen, die Mauern mit kostbarem Stuckwerk bekleidet und mit Marmorpilastern verziert. Standbilder, die aus Griechenland eingeführt oder den griechischen nachgebildet waren, fanden sich überall in Hülle und Fülle. Prunkvolle Bäder, kostspielige Heizanlagen kamen in all diesen Residenzen den verwöhnten Bedürfnissen entgegen. Endlos weite und wohlgepflegte Lustgärten erfreuten das Auge und legten Zeugnis ab von einem Hang zu lässigem Genießen, zu köstlichem Müßiggange. Auch Büchereien fehlten nicht an den Stätten der gesättigten Prachtliebe, und wiederholte Funde haben den sichtbaren Beweis erbracht, daß die edeln Metalle in hinreichendem Überfluß vorhanden waren, damit man seinen Stolz darein setzen konnte, sie für die Gegenstände des täglichen Gebrauchs zu verwenden, die man sich durch die geschickte Hand des Goldschmieds zu veredeln liebte.

Der Neugallier tat sich sonderlich etwas darauf zugute, das zu sein, was man in unseren Tagen einen gebildeten Menschen und feinsinnigen Liebhaber der schönen Künste nennen würde. Nicht nur ging er gelegentlich — wie es Germanicus tat —, wann er eben Muße fand, als Vergnügungsreisender die Altertümer Ägyptens besuchen. Nein, er liebte es auch, sich Sammlungen anzulegen; und weil es sich schickte, so pflegte er sich vorzubereiten, um die Wunderdinge, denen er so viel Wert beilegte, gebührend schätzen zu können. Zu diesem Ende befaßte er sich mit der

Literatur und ließ seine Söhne aufs sorgfältigste in den Rednerschulen erziehen, wofür es in seinen Städten an bewundernswerten Mustern nicht gebrach. Allerdings hat er der römischen Welt immer nur Redner geschenkt, die zweifellos höchst feingebildet und sprachgewandt, aber wenig eigenartig und ursprünglich waren. Seine Dichter waren allzeit mit einer sehr dürftigen Muse begabt, und — die Wahrheit zu gestehen — so hat er den guten Geschmack mehr herabgedrückt als gehoben. Allein er liebte die Lehrer und er lehrte selber gerne und pflegte über alles und jedes mit großer Fertigkeit und Gewandtheit zu schwadronieren. Ich habe weder Delphidius noch seine Kameraden jemals persönlich gekannt, ich habe sogar nicht einmal ihre Bildnisse gesehen, die — leider — der ehrfürchtigen Nachwelt nicht erhalten geblieben sind. Doch meine ich, wenn man diese großen Männer, deren Bildnisse uns fehlen, mit ihren Athener Kollegen jener selben Zeit vergleicht, so tut man ihren Manen, denen ich die schuldige Rücksicht beileibe nicht versagen möchte, kein Unrecht. Ich sagte also, daß ich in Ermangelung ihrer Bildnisse diejenigen der zahlreichen Jugendbildner in der Stadt Minervens gesehen habe, wo sie ein günstiges Geschick uns erhalten und in großer Zahl wieder ans Licht gebracht hat. Fürwahr ein lehrreiches Schauspiel! Beim näheren Zusehen bleibt man ganz bestürzt über den Anblick all dieser Erzschulfuchsergesichter, deren Eigentümer für die Bildung jener Zeit tonangebend waren. Man wundert sich nicht länger — falls man einen Augenblick versucht war, es zu tun —, daß nichts Ursprüngliches, nichts Kraftvolles, nichts Wahres, nichts Lauteres aus all dem Dünkel dieser Schulmeisterei, aus all dem prunkvollen Aufwand hervorgegangen ist. Und man beugt sich vor dem mathematischen Beweise dieser Wahrheit: daß ganz andere Dinge nötig sind als Reichtum und die ihn begleitenden anmaßlichen Ansprüche, daß es ein wenig mehr braucht als gewohnheitsmäßigen Wohlstand und unersättliche Sucht nach Wohlleben, um in einer Gesellschaft die wahrhaften Offenbarungen der

lebendigen Kräfte auszulösen. Es ist somit keineswegs zu verwundern, daß diese Zeit des materiellen Glanzes in Gallien einerseits so durch und durch unfruchtbar geblieben ist und andrerseits Anlaß gegeben hat zu dem, dessen Beute sie werden sollte: zur furchtbarsten Steuertyrannei, der jemals ein Land zum Opfer gefallen, und die Rom ersonnen und ausgeübt hat, und weiterhin zum gräßlichsten Elend, das die notwendige Folge davon war.

IV.

Die Prätoren, die Prokonsuln, die Konsularen, die Prokuratoren Cäsars, die Ritter, die Verwaltungsbeamten aller Grade, die Befehlshaber, die Militärtribunen und wie sie alle heißen mögen, pflegten nicht lediglich zu ihrem Vergnügen in die Provinzen und insbesondere nach Gallien zu kommen. Mochte die Gunst des Kaisers oder die Gönnerschaft einflußreicher Senatoren ihnen zu ihrer Stellung verholfen haben, all diese Herren waren von vornherein fest entschlossen, aus ihrem Amte den größtmöglichen Gewinn zu ziehen. Und in Rom erwartete man (der Kaiser oder seine Freigelassenen oder der Senator oder seine Frau), daß die Beförderung, die man gütigst bewilligt hatte, nicht ohne Frucht bleibe. Darin bestand die römische Hochherzigkeit! Und der Abgesandte Roms war kaum an der Stätte seines Wirkens angelangt, so sah man ihn schon am Werke. Es gab keine Mannestugend, die da standgehalten hätte: die Raffgier übertönte alle anderen Stimmen in der Seele des Beamten, und der Beamte legte sich aufs Stehlen. Er fing an zu rauben, zu erpressen, auszuplündern; er ließ sich bestechen, kaufen, er nötigte die Leute, seine Gunst teuer zu bezahlen. Dank den unsterblichen Göttern und diesem Schacher, brachte er nach und nach ein großes Vermögen zusammen. Und wenn er dann nach Ablauf seiner Amtszeit nach Rom zurückkehrte, so fand er sich wohl imstande, reiche Geschenke zu machen. Das sicherte ihm sein Ansehen,

ermöglichte ihm, noch höhere Ämter zu erlangen und in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen. Vor allem war er nun in der Lage, prächtige Gastmähler zu geben. Seit den letzten Jahren der Republik bis zur Regierung Vespasians bildeten die großen Mittagstische oder, um es richtiger zu sagen, die gigantischen Abendschmäuse zugleich den Stolz, die Verzweiflung und den Untergang der römischen Gesellschaft. Bei solchen Anlässen mußte, wer nur im geringsten für einen Ehrenmann gelten wollte, seinen Gästen Muränen und Flamingohirne vorsetzen und Zungen von Papageien, deren jeder zu Lebzeiten hatte sprechen können. Kleopatra hatte sich, als das Prunken mit derartigen Leckerbissen aufkam, aus Feinschmeckerei Perlen in ihrem Getränk schmelzen lassen. Vitellius ging noch über sie hinaus. Und all jene in der Provinzialverwaltung reich gewordenen Beamten traten in die Fußstapfen des Vitellius. Die Bedeutung dessen, was man aß oder seinen Gästen auftischte, lag keineswegs im Wohlgeschmack der Speisen, sondern einzig und allein in ihrer Kostbarkeit. Es bedurfte vieler Rechte, um Tafel zu halten. Tacitus hat von dieser Art des Luxus ein merkwürdiges Bild überliefert. Noch merkwürdiger ist, was er über den Ursprung dieser hochfeinen Welt erzählt, und wenn ich es hier nicht wiedergäbe, so könnte man schwerlich begreifen, was für Leute, ihrerseits, diese neureichen Gallier waren, die es den römischen Verwaltungsbeamten so unmöglich machten, auf geradem Wege zu bleiben. Faroni gibt uns, an Hand des Tacitus, eine kurze und bündige Beschreibung von ihnen.

Es fanden sich in Rom noch da und dort eine gewisse Anzahl alter patrizischer Geschlechter, doch waren es wenige, sehr wenige, und alle ohne Ausnahme waren seit langem durch Mißheirat — wie man heute sagt — mit neuen Familien verschwägert. Ursache davon war der Geldmangel oder, was auf dasselbe hinauskommt, der Drang, sich Stützen zu verschaffen, um in die hohen Ämter zu gelangen, die einem ermöglichten, in die Geldkisten der

reichen Bürger zu greifen. Hier lag ja der Hauptquell alles Reichtums, und der Reichtum bildete im Leben der Römer das einzige, vielbegehrte Gut.

Wenn die reinrassigen Geschlechter in einem Volke seltner zu werden beginnen, so tut sich die große Masse der Nation etwas darauf zugute und feiert mit Ungebundenheit das allmähliche Verschwinden der Schöpfer und Zeugen seiner Geschichte. Allein inmitten all dieser fanatischen Gleichmacherei verherrlicht und umschmeichelt sie nur desto mehr die maßlose Größe ihrer Häupter, wenn diese zufällig noch besitzen, was aller Welt zu fehlen beginnt. Das in der (hohen) Abkunft begründete adlige und unvergleichliche Gehaben wird bis zum letzten Übermaß Gegenstand kriechender Verehrung. Und so neigt sich denn selbst Tacitus in Anbetung vor dem Stammbaum der Cäsaren, wo die Äste der Julier und der Claudier, das Blut der unsterblichen Götter und das kaum weniger ehrwürdige der alten Sabiner, sich kreuzen. Indessen findet man darunter auch dasjenige der Balbier: Provinzialen aus Ariano; das der Oktavier: einfacher Ritter; das der Agrippa: Emporkömmlinge an Leib und Seele und vom Scheitel bis zur Sohle; das der Lollius, Crispus, Longinus und andrer, die weder von den alten Sabinern noch viel weniger von den Göttern abstammten. Alle Ansprüche des Herrschers auf die Herrlichkeit der Geburt fanden übrigens ein rasches Ende, sobald die Flavier erschienen; und von dieser Zeit an schrie man allemal über Wunder, wenn der Kaiser nur seinen Großvater nennen konnte. Schon zur Zeit des Claudius hatten die ehemals bei den Patriziern sogenannten ältern und jüngern Geschlechter keine Nachkommen mehr hinterlassen. Die von Julius Cäsar, ja selbst die von Augustus beförderten Familien waren alle ausgestorben. Man war bereits in der Provinz Narbonne, ja sogar in Spanien nach Senatoren suchen gegangen. In Gallien nahm man davon nachgerade alles, was man überhaupt nehmen konnte. Der Verbrauch an neu entstehenden und bald wieder ver-

blassenden und verschwindenden Berühmtheiten war ungeheuer, und man wurde eines Tages gewahr, daß das gesamte Staatswesen, der Senat, der Ritterstand in den Händen der Freigelassenen lag. Man betrachtete die Lebensweise und das Gebaren dieser Freigelassenen und man bekam es mit der Angst zu tun.

Aus allen Löchern kamen sie hervor, in alle Stellen wußten sie sich einzudrängen. Allenthalben traten sie als Herren und Meister auf, und ihr Einfluß nahm alle erdenklichen Formen an. Sie stellten eine ungeheure Zahl von Angebern und Spitzeln. Und da sie die Häuser ihrer vormaligen Herren in- und auswendig kannten und genau wußten, was darin vorging, so konnte man sie nicht hindern, ihre Brotgeber von ehedem um des geringsten Vorteils willen zu ruinieren. Viele von ihnen waren Schauspieler, traten in Pantomimen auf und machten sich einen Namen. Und wenn sie dann auf der Straße erschienen, so geschah es nicht ohne einen Schwarm von Begleitern, dem anzugehören die Senatoren und die reichen Ritter sich zur Ehre rechneten. Ganz besonderer Beliebtheit erfreuten sich aber die Zirkuskutscher. Man war nicht auf der Höhe der Zeit, als insoweit man sie zu Freunden hatte, und sie verdienten ganz tolle Summen. Ihr Gedeihen reizte so sehr zum Unwillen, daß alle, die diesen Lieblingen Fortunens nicht wohlwollten, äußerst strenge Gesetze zu ihrer Unterdrückung forderten.

Aber wie hätte man solche Gesetze durchbringen sollen? Man wies darauf hin, daß Freigelassene und Söhne von Freigelassenen schlechthin überall waren und den römischen Körper in all seinen Poren und bis in die letzten Fasern seines Fleisches durchdrangen. Die Freigelassenen füllten die Tribus, sie füllten die Dekurien. Noch weit mehr! Die Kohorten der Prätorianer setzen sich restlos aus Freigelassenen zusammen, und somit lag die Ruhe Roms, das Heil des Herrschers, die Erhaltung seiner Herrschaft ganz und gar in ihren Händen. Zahlreiche Senatoren, eine Menge Ritter waren nichts andres als

Freigelassene. Wie also diesem Übelstande steuern, der die gesamte Organisation der Gesellschaft beherrschte, ja bereits ihre eigentliche Stütze und Grundlage geworden war? Ganz gewiß lag in diesem Stand der Dinge nichts Schmeichelhaftes. Aber wie dagegen eingreifen zu einer Zeit, wo die Parisse, die Narzissusse und andre derartige Schlingel vor Senatoren und Konsuln die tatsächlich einflußreichsten Personen im Staate waren? So hütete man sich denn weislich, an diesen Dingen wirklich zu rühren, und alles verlief in gelehrten Erörterungen. Aber wenn Rom, wenn die Hauptstadt, wenn der Kern des Kaiserreiches solcherart in der gärenden Fäulnis der Rassenzersetzung versank, wie mußte dann erst das neue Gallien unter der Herrschaft dieser Lateiner aussehen? Nun, es bot das vollendete Konterfei, das getreue und erschütternd ähnliche Ebenbild all der sittlichen Entartung, die in Rom, sicherlich nicht zum Ruhm des menschlichen Geschlechtes, zu Tage trat. In Autun, in Trier, in Bordeaux, in Lyon brauchte man Geld, gleichwie in Rom. Und wenn man auf ehrlichem Wege keines verdienen konnte, so verschaffte man sich's eben in andrer Weise; aber gleichviel wie, auf alle Fälle verschaffte man sich welches, und das war niemals schwierig. Mochte man selber Freigelassener oder Sohn eines Freigelassenen sein, Asiate von Abkunft, Spanier, Afrikaner, Italiker oder Grieche: man mußte bloß zur ersten besten Magistratsperson gehen und irgendwen anklagen, er habe es an der schuldigen Rücksicht auf das Wohlergehen des Kaisers fehlen lassen, er sei bekannt als einer, der nicht bei des Kaisers Taten schwöre, oder er habe nicht genug Verehrung bewiesen für ein Nippfigürchen, das den Cäsar vorstelle. Nahm die Magistratsperson die Klage nicht an, so setzte sie sich der Gefahr aus, ihrerseits mitangeklagt zu werden. Da galt es für sie zu prüfen, ob in ihrer Lebensführung oder einfacher gesagt, ob in ihrem Besitzstande nichts war, was die Strenge des Herrschers oder seiner Umgebung herausfordern konnte. Im allgemeinen verglich

man sich in derartigen Fällen. Der Angeklagte oder wer eine Anklage zu gewärtigen hatte, ließ sich zu einem Vergleich herbei. Und man wußte wohl, daß diese Angeberei ein einträglicher Beruf war, der geistige Regsamkeit, Feingefühl, maßvolle Einsicht erforderte und der alle Türen aufzuschließen vermochte. Der Senat war voll von solchen Angebern, in den Kasernen saßen sie wie die Fliegen und im Zivilleben begegnete man ihnen auf Schritt und Tritt. Es war entschieden eine arge Plage. Indessen findet man sich ja mit allem ab, und die beträchtliche Anzahl von Leuten, die diesen Beruf ausübten, hinderten sicherlich jene, die nichts zu fürchten hatten, sich allzusehr darüber zu entrüsten. Man braucht nur ein und dasselbe Schauspiel immer vor Augen zu haben, um allmählich den Ekel daran zu verlieren. Überdies machte der Zweck jede Tat verzeihlich: Man wollte Geld, man war genötigt, welches zu wollen, denn man mußte welches haben; und wenn man keins hatte, so war man ehrlos. So und soviele waren gezwungen, den Senat zu verlassen, weil sie nicht reich waren. So und soviel andre wurden aus eben dem Grunde ausgestoßen. Ein Amt oder irgend einen Rang zu erlangen ohne die Mittel, es dem Kaiser zu bezahlen oder seinen Freigelassenen oder denen, die über die Stimmen in den Curien verfügten, oder den Wählern, deren Befugnisse sich noch auf die Besetzung einiger weniger Ämtlein erstreckten, das war ein verückter Gedanke, den sich kein Mensch mehr einfallen ließ. Wenn man nicht sehr reich war, so heiratete man nicht. Wozu auch? Um arme Teufel in die Welt zu setzen, die ja unfehlbar doch nur der allgemeinen Verachtung anheimfielen? Diesen Gedanken hat Hortalus, ein verdienstvoller Senator und Enkel des berühmten Redners Hortensius, dem Tiberius gegenüber einmal sehr treffend ausgesprochen, als er in einer Vollsitzung des Senats vor all seinen Kollegen in eigener Sache redete.

— Sehet her, so sprach er, Augustus hat mir, bewogen durch die Erhabenheit meines Großvaters und vom

Wunsche beseelt, daß sein Name nicht aussterben möge, eine Million Sesterzen gegeben, damit ich mich verheirate; und ohne dieses Einschreiten des Kaisers würde ich es sicherlich nicht getan haben, da ich keinerlei Verlangen trug, Kinder zu bekommen. Was soll ich nun mit diesen da anfangen? (und bei diesen Worten wies er auf seine vier Söhne, die er nebeneinander gegen eine der Türen gestellt hatte). Ich habe nichts, was ich ihnen hinterlassen könnte, ich besitze garnichts mehr.

Tiberius wurde unwirsch und schlug es rundweg ab, dem Hortalus etwas zu spenden. Er hatte eben erst mehreren Senatsmitgliedern ihr Gehalt aufgebessert. Kurz darauf gab er dem Ämilius Lepidus das unermeßliche Vermögen, das eine gewisse Ämilia Musa, Freigelassene ihres Standes, hinterlassen und — Gott weiß wie — vorher verdient hatte. Und ebenso bestimmte er noch dem Servilius den ungeheuren Nachlaß des Patuleius, eines Steuerpächters. Bei diesem Anlaß sagte er den beiden Glücklichen voller Güte, ihr Geschlecht bedürfe einer Unterstützung. Für den Hortalus war er ohne Erbarmen. Der Senat, meinte er, dürfe nicht der Zufluchtsort aller lästigen Bettler werden. Solcherlei Forderungen seien nichts andres als Attentate auf die Freiheit des Senats und des Kaisers und dazu angetan, den einen wie den andern verhaßt zu machen. Man könne nicht derart in unverantwortlicher Freigebigkeit die Geldkästen des Staates erschöpfen. Das hieße ja die Leute zur Faulheit anspornen und von jeder Arbeit abspenstig machen. Er schloß mit den Worten, er würde, falls der Senat es wolle, jedem der Kinder zweimalhunderttausend Sesterze geben. Das wäre, gemessen an der Höhe der damaligen Vermögen, einem Butterbrote gleichgekommen. Hortalus erwiderte kein Wort, und seine Familie erlosch im tiefsten Elend. Vielleicht war Tiberius in diesem besonderen Falle hartherzig; allein, die Wahrheit zu sagen, so war der Geldbedarf in jener Zeit ein recht sonderbares Ding.

Wenn Hortalus mehr als je seine Heirat bereute, so ist es nicht zweifelhaft, daß sein Schicksal zahlreiche Männer

zur Eheflucht veranlaßte. Zwar gestattete das julische Gesetz den Eintritt in die höheren Ämter nur den Familienvätern. Diesem Übel wußte man aber abzuhelfen. Allemal wenn man sich um irgendeinen Posten bewarb, nahm man einen jungen Menschen an Kindesstatt an. Diesen wies man samt den erforderlichen Ausweisen und Bestätigungsurkunden der zuständigen Behörde vor, und sobald man ernannt war, verzichtete man wieder auf die Adoption. Es ist wahrscheinlich, daß derlei Machenschaften ebenfalls zu bestimmten Marktpreisen, die sich nach Angebot und Nachfrage richteten, ausgeführt wurden, und daß das zeitweilige Sich-adoptieren-lassen ein Gelderwerb war so gut wie jeder andre. Denn — man kann es sich, um zum vollen Verständnis der lateinischen Rasse zu gelangen, nie tief genug einprägen — es galt in allem und vor allem Geld zu verdienen. Nicht weniger bewundernswert und bezeichnend ist dann die tolle Eitelkeit, die Unvorsichtigkeit, dasjenige, was man vermutlich die geistreiche Unbesonnenheit all dieser Freigelassenen und Söhne von Freigelassenen nennen wird. Ich will sofort ein kleines Beispiel dafür geben; die großen wird man in der Folge noch sehen.

Beim Ableben des Germanicus verfaßte ein gewisser Geschäftsmann namens Lutorius Priscus ein Gedicht auf dieses Ereignis und gewann damit einen gewissen Beifall. Tiberius teilte zwar die überspannten Gefühle des Dichters über diesen neuesten Verlust, den das Kaiserreich erlitten hatte, nicht völlig; aber nichtsdestoweniger gab er ein Geldgeschenk, das dem Verfasser höchst willkommen war.

Bald darauf wurde Drusus von einer Krankheit befallen; und da jedermann wußte, wieviel mehr der Kaiser diesen jederzeit geliebt als den Verstorbenen, so zweifelte Lutorius nicht, daß im Falle eines tödlichen Ausgangs eine schicklich ausgearbeitete Trauerode ihm noch größeren Ruhm und noch größeren Gewinn einbringen würde als das schon verfaßte Gedicht. Und indem er sich den Drusus bereits im Reigen der unsterblichen Götter dachte, enthielt er sich nicht, seinem dichterischen Schwunge freien Lauf zu lassen.

Als sein Gedicht fertig war, konnte er sich nicht entschließen, es der Menschheit vorzuenthalten. Und er ging hin und las es vor in einer Versammlung bei Petronius, in Gegenwart vieler Herren aus der feinen Gesellschaft und insonderheit vieler alamodischer Damen.

Unverzüglich aber wurde Lutorius wegen Majestätsbeleidigung angezeigt, festgenommen und vor Gericht gestellt. Nun bekamen alle, die der Vorlesung beigewohnt hatten, Angst und traten als Belastungszeugen gegen ihn auf. Kann auch sein, daß das Gedicht sie gelangweilt hatte. Vitellia, die Schwiegermutter des Petronius, erklärte indessen, sie habe nichts gehört. Doch blieb ihre Stimme die einzige, die für den unglücklichen Dichterling nicht belastend war. Der fürs kommende Jahr bereits ernannte Konsul Haterius Agrippa beantragte Todesstrafe, die Senatoren in Bausch und Bogen pflichteten seinem Antrag bei, mit Ausnahme von zweien. Diese erklärten, zwar seien Gefängnis, Galgen, ja selbst die äußersten, sonst nur den Sklaven vorbehaltenen Martern unzureichend und unverhältnismäßig angesichts der Ungeheuerlichkeit des Verbrechens; gleichwohl aber empfahlen sie, Milde walten zu lassen. Natürlich trug die Einhelligkeit aller Stimmen gegen zwei den Sieg davon, und der einfältige Lutorius wurde auf der Stelle hingerichtet. Man betrachte sich Henker, Richter und Opfer in dieser Affäre, und man hat drei ausgezeichnete Porträts der lateinischen Rasse.

Diese Rasse besitzt die Eigentümlichkeit, daß sie mit ihren Bildnissen niemals gekargt hat, und sie fühlt sich durch ihr Konterfei immer geschmeichelt, gleichviel in welchem Licht sie es erblickt; dies ist geradezu ein Hauptzug ihres Wesens. Sie ist in hohem Maße der — wie man heutzutage sagt — realistischen[1]) Malerei ergeben, die mit Vorliebe das Häßliche, Schmutzige, Gemeine und Niedrige darstellt. Man behauptet, darin engere Zusammenhänge mit der rohen Wirklichkeit zu erkennen, und dieses, so scheint es, ist allem andern vorzuziehen.

[1]) Wir würden heute vielmehr sagen: der naturalistischen oder veristischen Malerei.

V.

Ich stehe nicht an, den Realismus, so wie man ihn gewöhnlich definiert und betätigt, und wie ich ihn soeben gekennzeichnet habe, als das Ergebnis einer ganz besondern geistigen und seelischen Einstellung zu betrachten, die ihre Theorien in der Literatur enthüllt, sie aber in die Moral einfließen läßt und im Leben ausübt. Dabei ist nicht alles geradezu aufs Verbrechen abgestellt. Vieles liebäugelt nur mit dem Laster, und der Rest begnügt sich damit, alle Muskeln und Spannkräfte der Seele abzuspannen, zu erschlaffen, zu lähmen; was noch schlimmer ist als alles Laster und für die Zukunft der menschlichen Gesellschaft noch schädlicher und gefährlicher als das gelegentliche Verbrechen. Sobald also der Hang zum Realismus und dessen Grundsätze im Schrifttum und in den Künsten eines Volkes zutage treten, tut man gut daran, sich mit dem Wesen dieser Erscheinung zu befassen. Dann wird man bei näherem Betrachten unfehlbar zu dem Schlusse kommen, daß diese Erscheinung mit ihrer betrübenden Fruchtbarkeit, tief in den Ereignissen wurzelnd, durch den rassischen Zustand des Volkes bedingt ist und Zeugnis ablegt von einer Vermischung und Verwischung der Instinkte und von der wechselseitigen Aufhebung der Tendenzen, die in den verschiedenen, um den Vorrang streitenden Rassentypen wirksam waren.

Jede Gesellschaft, die mit sich selber genügend in Einklang war, d. h., die sich aus Elementen verschiedener Rassen zusammensetzte, welche kräftig genug waren, um die völlige Gleichartigkeit der reinen Rassen durch irgend ein festes Rangverhältnis der einzelnen rassischen Bestandteile[1]) zu ersetzen, jede derartige Gesellschaft hat es für gewiß erachtet, daß der menschliche Geist nicht ablassen dürfe, eine besondre, stets irgendwo im Absoluten endigende Ideenwelt zu ersehnen und herauszuarbeiten. Niemals war man, bei solch einem normalen Gesundheitszustand des

[1]) durch sogenannte Rassenschichtung.

sozialen Körpers, der Ansicht, daß die bloße Naturtreue, die äußerliche, grobe, platte, schändliche Wirklichkeitstreue, ein hinlängliches Verdienst bilde, um eine kunstmäßige Wiedergabe zu veranlassen. Eben diese Ansicht gibt aber gemeiniglich die Hauptrechtfertigung ab, wenn man zugunsten der widerwärtigsten Verirrung sich auf die Notwendigkeit beruft, wenn man das fertige Werk alsbald als eine notwendige Folge der eingehaltenen Naturtreue hinstellt.

Die semitische Welt, die doch wahrlich ausgiebig vermischt war, hat niemals die geringste Neigung verspürt, in einen derartigen Pfuhl hinabzusteigen. Arg verdorben in ihrer Art, arg verbastert durch ihre Blutmischungen mit dem Negertyp, ist sie oft dem Abgeschmackten verfallen, so in gewissen Teilen des Talmuds, in vielen Gedankengängen des Gnostizismus, in gewissen apokryphen ‚Offenbarungen' und endlich in mancherlei Gepflogenheiten, die ihre literarischen Formen auf die seltsamste Weise gelockert und angekränkelt haben. Aber niemals hat sie auch nur geahnt, daß es möglich sei, der Darstellung dessen, was eine abgelebte Seele an Unnatürlichstem und Unwahrstem in sich schließen mag, ein geistiges Interesse abzugewinnen unter dem Vorwande, daß dieses Unnatürliche und Unwahre, weil es sich in Wirklichkeit vorfindet, natürlich und wahr werde und folglich darstellungswürdig, und zuerst entschuldbar und endlich gar noch höchst bewundernswert.

Dem Hellenismus widerfuhr es in seinen alten Tagen, (da er sich bedrängt sah von semitischen Einflüssen, von lateinischen Gewalttätigkeiten und dem derben Sinnenrausche, der ihm vom Schwarzen Meer oder von jenseits der Donau herkam) daß auch er seine vormaligen Schönheitsbegriffe vergaß, von der Höhe seines einstigen Ideals ganz allmählich herabstieg und sich eine bürgerliche Dichtung schuf, kraft deren er Gestalten des alltäglichen Lebens zur Darstellung brachte. Diese beseelte er mit Gefühlen, die ihrer Kleinheit gemäß waren, und ließ sie

in einer Umwelt auftreten, die den Zeitgenossen bekannt sein konnte. Vielleicht wünschte er im Grunde seiner Seele, realistisch zu sein; doch vermochte er nie tiefer herabzusteigen als zu den eleganten Künsteleien der Daphnis und Chloe und den Albernheiten der Ismene und Ismenias. Was das hellenistische Schrifttum davon abhielt, seine Idee folgerichtig zu Ende zu führen, das war der Umstand, daß seine Träger, als sie sich eben dazu anschickten, von den mächtigen Wirbeln kräftiger und gesunder Rassen erfaßt wurden, deren glückliche Unwissenheit ihnen die Feder zerbrach, bevor sie noch etwas Weiteres zu schreiben vermochten.

Vorderindien ging auf diesem grundlosen Wege ein gut Stück weiter. Seine Bevölkerung war gegen das vierte Jahrhundert unsrer Zeitrechnung schon besonders verunstaltet und zermürbt und in ganz außerordentlichem Maße mischrassig. Die arischen Eindringlinge von ehedem waren schon größtenteils in den Massen der Urbewohner aufgegangen. Neue Einschläge skythischen Blutes waren von Nordwesten her, enge Verbindungen mit den gelben Völkern im Nordosten erfolgt. Das Ergebnis davon war die Bildung unzähliger Kasten und noch zahlloserer Unterkasten. Der Buddhismus war aus diesem Wirrwarr hervorgegangen und predigte, wie es natürlich war, die durch Vernichtung der einzelnen Typen zu erreichende allgemeine Gleichheit. Er ist fürwahr eine dem rassischen Durcheinander wohl angepaßte Religion. Er legt sich nach Möglichkeit aufs Verneinen, obwohl nicht in so weitgehendem Maße, wie man wähnt. Doch wie dem auch sei, der Buddhismus begünstigte die Entstehung einer realistischen Literatur, und die Theaterstücke sind ebenso der Ausdruck hiervon wie eine große Anzahl von Liebesgedichten. Lassen wir diese letztern, die im einzelnen einen sehr verliebten Ton anschlagen, beiseite, so findet man in den Dramen eine ausgesprochene Vorliebe für die Schilderung des gemeinen Lebens der Henker, Sänftenträger, Bettler, Diebe. Allerhand zweideutige Situationen geben

einen sehr starken Eindruck von der sittlichen Verderbnis, worein die indische Welt infolge ihrer Blutmischungen geraten war. Und sicherlich hat man es hier mit einer viel ausgesprochener realistischen Bewegung zu tun, als die des Hellenismus war; allein wie dort, so hat auch hier der Realismus nicht völlig freie Hand. Er kann sich nicht frei machen von gewissen großen beherrschenden Gestalten, die ihm zum Trotz inmitten der geistigen Welt die Kenntnis und den Kult des Ideals aufrecht halten. Und wie dem auch sei: er kriecht ihnen zu Füßen und vermag sie nicht zu stürzen oder auch nur zu verdunkeln.

Viel mächtiger ist er in China. Im Schoße der malaiischen Mischrasse, wo das gelbe Blut das schwarze beherrscht, fühlt er sich so recht in seinem Elemente. Und seine plastischen Narrheiten, die er für Erfindung hält, liefern schon allein einen erdrückenden Beweis für seine sklavische Neigung zur allerplattesten und allerbizarrsten Wirklichkeit. Die krampfhaft verzerrte Fratze ist's, worin der chinesische Künstler den Gipfel der Inspiration in Bildhauerei und Malerei findet. In den Kleinkram der Charaktere und Begebenheiten, in die Beschreibung einer Pfirsichblüte oder eines Weidenblattes legt er die ganze Schönheit eines Gedichts und den ganzen Wert eines Romans. Der Chinese ist schon ein viel kompletterer Realist als der Inder, der es in höherem Maße ist als der Byzantiner. Und der Japaner überholt darin noch den Chinesen. Aber am weitesten von allen geht unbestreitbar der Lateiner, und an roher und brutaler Wirklichkeitstreue übertrifft das Satyrikon[1]) die gesamten Werke des orientalischen Altertums.

Das macht: Das Rassengemisch, woraus der Lateiner hervorging, der Mist, auf dem er gedieh, war unvergleichlich viel zusammengesetzter und fauliger als Indien, China und Japan. Er enthielt die drei Bestandteile, die sich auch in den ebengenannten Ländern durchmengten, aber in unvergleichlich viel zahlreicheren und verwickelteren

[1]) Die „satirae" Petrons.

Kombinationsreihen. Indien hatte als realistische Kraftäußerung auf dem Felde der Religion den Buddhismus hervorgebracht, den es jedoch selber nicht durchzusetzen vermochte, und der dann genötigt war, außerhalb der indischen Völkerschaften sein Entfaltungsgebiet zu suchen. Die lateinische Rasse dagegen hatte einen Seneca gezeitigt, den ersten (nicht einzigen) Philosophen dieser Welt, dem es je gelungen, zu großem Vermögen und einer bedeutenden Stellung zu gelangen, indem er die gänzliche Uneigennützigkeit verherrlichte. Und er pflegte — wie man es von ihm gesagt hat — seine Lobreden auf die heilige Mäßigkeit auf einem goldnen Tische zu schreiben. Und Seneca war der erste, der an arme Teufel zu Wucherzinsen Geld auslieh (woher ihm seine Reichtümer zuflossen) und sich gleichzeitig einfallen ließ zu versichern, alle Menschen seien Brüder.

Seneca ist ganz eigentlich der Stammvater jener wesentlich lateinischen Familie, die ihre Phrasen ausmünzt und dicke Taler daraus macht. Dieser Seneca, mit seinen prachtvollen Gärten, seinen prunkvollen Palästen, er, der in der Abgeschiedenheit seiner porphyrbekleideten Säle sich dem Nachdenken hingab, der die Brüderlichkeit und Gleichheit entdeckte . . ., während er gleichzeitig Agrippina schonte ohne sich Nero gegenüber etwas zu vergeben, und den Burrus lobte ohne den Pallas vor den Kopf zu stoßen: der weise Seneca war ein vollendeter Realist. Er ließ sich nicht durch die übertriebene Strenge irgend einer Lehre zurückhalten. Nein, indem er zwar der Tugend in Worten verschwenderische Huldigungen darbrachte, die er ihr in Taten nicht erweisen konnte, ohne sein eignes Gewerbe zu schädigen, legte er theoretisch zu Gunsten des Lasters den ersten Grund für jene nachsichtige Duldsamkeit, deren Ausübung damals schon sehr im Schwange war, sich in den nachfolgenden Jahrhunderten noch vervollkommnete, vom Mittelalter bekämpft und verurteilt ward, heute wieder von neuem an Kraft und Boden gewinnt, und die nichts anderes ist als eine folgerechte Anwendung des Realismus, der von der Welt der Betrachtung in die Welt des Tuns hinüberspielt.

VI.

Die römische Gesellschaft hatte sich in den Schriften Petrons gespiegelt, und ohne Widerrede, der Spiegel hatte seine Pflicht getan und ein gar getreues Bild zurückgeworfen: Reiche Freigelassene, ich meine solche, die das Gold scheffelweise zählten, und die Frauen dieser Freigelassenen, höchst elegant, aber verdorben bis ins Mark der Seele; Sklaven, die reichlich Schläge erhielten, aber zwischen einer Ohrfeige und der andern von der Herrschaft als ihresgleichen behandelt wurden; Schönredner, der Galeere würdig, die die Wissenschaften verherrlichten, ohne sie selber zu besitzen; und was weiter? Luxus und Luxus und immer nur äußerer Prunk und übler Geschmack und alle Niederträchtigkeiten und alle Schurkereien und alle Abscheulichkeiten, die vor der Tür auf Einlaß warteten und — nicht allzulange warten mußten. So stand es im Hause des Trimalchio, so war auch die römische Welt nur in noch größeren Ausmaßen. Somit war es ganz natürlich, daß jeder sich von der Wahrheit einer allgemeinen Gleichheit und Brüderlichkeit durchdrungen fühlte. Man konnte ja die gemeinsame Niederträchtigkeit, worin man selbst seinen Platz einnahm, nicht verkennen. Und dieser Überzeugung entsprang ein inniges Bedürfnis nach Nachsicht für sich selbst, die man dann, unfreiwillig vielleicht, sicher aber aus Schwäche, auf alle Schuldigen ausdehnte, vorausgesetzt daß man gerade nicht selber unter ihrem Vergehen zu leiden hatte. Daher eine außerordentliche Veränderlichkeit bei der Unterdrückung des Unrechts, welcher Art es auch sein mochte. Eine Konsularperson war von einer Provinz, die sie bis aufs Mark ausgesogen hatte, angeklagt. Die Tatsachen lagen offen am Tage. Der Senat, durch gewisse Erwägungen zur Nachsicht bewogen, verurteilte sie nicht, und der Konsular erfreute sich nach wie vor der allgemeinen Hochachtung. — Eine sehr hochgestellte Frau beging die Ungeschicklichkeit, ihrem Gatten wiederholt Gift zu geben.

Schließlich mißglückten ihre Anschläge, und er reichte Klage wider sie ein. Was soll man da sagen? Dieser Schreihals von einem Quirinius war alt, dazu reich. Seine Frau war eine liebreizende Frau, sie hatte es nötig, ihn zu beerben. Die gesamte Bevölkerung war entrüstet über die Vermessenheit dieses Elenden, der nicht zufrieden war, dem Gifte entronnen zu sein. Sogar das niedrige Volk fand die Sache ungeheuerlich. Ehrlich gesagt: Kein Mensch wußte mehr recht, was ein Verbrechen war und worin eine Rechtsverletzung bestand. Alles hing davon ab, auf welchen Standpunkt man sich stellte. So kam es denn, daß allemal, wenn das Interesse oder die Laune des Herrschers nicht im Spiele war (denn in diesem Falle wurde unbarmherzig alles geplündert und niedergemetzelt) sich eine ganz ausgesprochene Neigung geltend machte, alles zu entschuldigen, alles zu begnadigen. Bei einem Volke, das geistig derart eingestellt ist, ist der Beklagenswerte nicht der Bestohlene oder der Ermordete, nein, ohne Widerrede ist dies der arme Dieb oder der liebe Mörder. Die lateinische Rasse war die erste in der Welt, die eine solche Stellung zu der Frage einnahm. Und sie allein hat mehr Mitgefühl aufgebracht für die schreckliche Pein, die auf der Seele des Verbrechers lastete (schon allein durch das drückende Schuldbewußtsein, das in vielen Fällen eine ganz unverhältnismäßige Züchtigung bilden und ihn vor jeder weiteren Strafe befreien mußte) als die ganze übrige Welt zusammengenommen auch nur vorzugeben jemals für möglich hielt. Indessen hat, wie ich soeben sagte, diese Fülle von Barmherzigkeit beim lateinischen Menschen, sofern ihn das begangene Verbrechen nicht gerade persönlich berührt, niemals gehindert und wird niemals hindern jene Ausbrüche von Wut, von unerhörter Grausamkeit und unsäglicher Barbarei, die jedesmal stattfinden, wenn die Lateiner etwas Persönliches zu rächen haben oder wenn sie sich fürchten, was noch viel schlimmer ist.

Ich habe soeben gezeigt, wie es in jeder Hinsicht in Rom zuging. In Gallien ging es auch nicht anders zu. Im

obersten Senat plünderte man, weil man um jeden Preis reich sein mußte, und weil der Reichtum die einzige, unbestrittene, offenbare, hervorstechende, allmächtige Tugend war in den Augen der Menge wie in den Augen der obern Zehntausend; wodurch denn, umgekehrt, die Armut zum einzigen unverzeihlichen Laster wurde. In den städtischen Senaten stand es genau so. Der Mensch, der des Reichtums am meisten bedurfte, war der Kaiser, schon allein aus dem Grunde, weil er „Gott" war und es in Ewigkeit bleiben mußte. Er konnte mithin nicht genug nehmen und an nicht genug Orten zugleich. Seine Procuratoren saugten in seinem Namen die Provinzen aus. Doch das würde nicht genügt haben. Die Angeber, die Lockspitzel der Majestätsverletzung, mehrten seine Einkünfte durch den Hauptanteil dessen, was sie den Schuldigen entrissen, und nahmen mit dem Rest selber fürlieb. Die gescheiten Leute fügten diesen Geldern durch ihre Testamente große Vermächtnisse bei, für den Kaiser selbst und für seine Freigelassenen und für seine Sklaven und für alle, die sich auf ihn berufen konnten, damit ihre Kinder unter dem Schutz all dieser Geldgierigen doch wenigstens etwas behalten könnten. Allein ich habe bereits gezeigt, daß auch alle Steuerbeamten ihren Stich machen wollten und daß, wenn die örtlichen Besitztümer bisweilen dem Druck der Steuerschraube zu erliegen drohten, ihre Eigner, von Verzweiflung betört, sich auflehnten. Was ich noch nicht gesagt habe, das ist, daß diese Besitzer nicht nur die glücklichen Nutznießer eines großen und einträglichen Handels, einer wohlgeleiteten und durch die Umstände begünstigten Industrie waren: Sie lasteten mit ihrem ganzen Gewicht auf ihren Untergebnen, auf der furchtbar mißhandelten Klasse der Hörigen, auf den Kleinbauern, die in schlimmeren Verhältnissen lebten als die Haussklaven, auf den Landsklaven, kurz auf den zahlreichen Schichten, denen nicht einmal das trockene Brot blieb. Und diese Scharen empörten sich zuletzt ebenso gegen den reichen Gallier, wie dieser sich gegen den römischen Ausbeuter empörte. Daher

die so häufigen, so blutigen, so zerstörenden, so unfruchtbaren Aufstände der Bacaudae[1]), die so regelmäßig niedergeschlagen wurden, wie es eben jedes nur auf Rache und Zerstörung gerichtete Streben wird und werden muß.

Es ist sehr begreiflich, daß die lateinische Rasse der Gegenwart von der lateinischen Rasse der ersten nachchristlichen Jahrhunderte soviel Aufhebens macht und ihr gerne das Lob spendet, allerorten im Kleinen ein Nachbild der römischen Stadtverwaltung mit ihrer Beamtenhierarchie und ihrem unversieglichen Geschwätz eingerichtet zu haben. Allein sie tut Unrecht daran, daß sie nicht alles sagt. Dieses Geschwätz, diese Beamtenhierarchie, diese Wahlgänge, diese Ähnlichkeit mit dem, was sich auf dem Kapitol abspielte, verhinderte keineswegs die Tätigkeit der kaiserlichen Steuerbehörde, jenes furchtbaren, mit unzähligen Saugrüsseln bewaffneten Polypen. Und die gänzliche Zerrüttung der Finanzen, das Ergebnis seines unwiderstehlichen Wirkens, hatte im fünften Jahrhundert das gesamte Gallien (erschöpft wie es war durch diese Ausbeutung, durch seine ohnmächtigen Empörungsversuche und durch die Schwachsinnigkeit, der dieser blutleere und — weil er für andres kein Empfinden mehr hatte — nur auf Genuß erpichte Körper verfallen war) dahin gebracht, den Ersatz für eine Befreiung darin zu finden, daß es von der Quelle seines lateinischen Lebens abgeschnitten wurde. Dies widerfuhr ihm an jenem Tage, als die Bischöfe, die Schirmherren der Städte und Hüter des Glaubens, die Franken herbeiriefen, die dann Gallien mit einem Schlage vom Kaisertum, von der arianischen Lehre und von der kaiserlichen Steuerschraube befreiten, von diesen seltsamen Erzeugnissen (man kann hier ein berühmtes Wort anwenden), von diesen den Launen der Gewalt und des Zufalls entsprungenen Schöpfungen. Doch genug davon. Ich will mich nicht weiter über das Arianertum auslassen. Es kommt nicht darauf an, als rechtgläubiger Katholik davon zu sprechen. Es genügt, wenn man daran

[1]) Gallische Bauern.

erinnert, daß es ein so ärmliches Flickwerk aus orientalischem Trödelkram war, daß der Orient selber nichts damit anzufangen wußte und nach einer gewissen Zeit der Krämpfe und heftigen Zuckungen eine so zwitterhafte Lehre, die weder Magiertum noch Christentum war, verwerfen mußte. Was die Steuerschraube betrifft, so wußten die Gallier seit Jahrhunderten, was es damit auf sich hatte; und all die barbarische Habgier der Merowinger, die glücklicherweise durch die Unfähigkeit ihrer Verwaltung unwirksam gemacht wurde, konnte in der Folge nie wieder ein solches Maß von Leiden über die Bevölkerung bringen, wie diese vordem erduldet hatte. Schon allein in dieser Hinsicht war die Thronerhebung der Germanen eine unermeßliche Wohltat. Der Untertan ward nicht mehr in derselben Weise ausgeplündert, er wards nicht mehr so sehr, nicht mehr so oft. Man zwang den unglücklichen gallischen Kurialen nicht mehr, für Summen gutzusagen, die er nicht erheben konnte. Man fesselte ihn nicht mehr mit den eisernen Banden einer unmöglichen Verantwortlichkeit an seinen Beamtensitz. Man hinderte ihn nicht mehr, Soldat zu sein. Man verbot ihm nicht mehr, Priester zu sein. Man nötigte ihn nicht mehr, zu fliehen, damit er aufhöre, eine Standesperson zu sein. Und wenn er sich ins Kloster einschließen wollte, so zerrte ihn das Gesetz nicht mehr daraus hervor. Das waren bemerkenswerte Besserungen in der Lage der Bürger, mochten diese wohlhabend sein oder angeblich reich oder wirklich reich (doch letzteres immer in sehr unsicherer Weise während der eigentlich lateinischen Periode, die sich unter der kaiserlichen Herrschaft abwickelte). Unter den darauffolgenden Regierungen hatte man viel zu leiden; doch waren diese Leiden wohl akuter und sicherlich weniger entnervend. Nicht etwa, weil die Machthaber, die durch ihre römische Umgebung grauenhaft verderbt waren, den Willen zur Tyrannei in geringerm Maße besessen hätten, sondern weil — gottlob und -dank! — das Räderwerk der Verwaltung teils zerbrochen, teils verbogen war und nur noch

mangelhaft funktionierte. Und es ist die größte Wohltat, die einem Volke widerfahren kann, wenn es sieht, wie diese Zwangsjacke, die, von schlechten Händen gehandhabt, es erdrosselt, statt es einzuschnüren, ihre drückende Enge verliert und entzweibricht. Doch ich werde auf diesen interessanten Punkt noch zurückkommen. Man vergesse nicht, daß es einstweilen noch das in vollem Leben befindliche Römertum ist, die lateinische Rasse auf der Höhe ihrer Macht, die ich dem Leser hier vor Augen führe. Sie beklagen sich laut, diese Lateiner, daß der Barbare sie bereits ausplündere, so wie sie selber einst die alten Barbaren, Kelten und Aquitanier, ausplünderten und noch zahlreiche andre Völker, die, nach lateinischem Wortgebrauch, keine Barbaren waren: die Etrusker, die Griechen, die Syrier. Sie entrüsten sich. Nicht nur sie, die ganze Zivilisation werde vergewaltigt. Dies ist ein Hauptzug und kennzeichnet vorzüglich die Wesensart des Lateiners: Er vertritt, angeblich, die Zivilisation überhaupt, die höchste Stufe der Kultur, die dem Menschen zu erreichen gegeben ist; und alles, was sich an ihn heranwagt und seinen Wohlstand in Frage stellt, ist ein erklärter und widerwärtiger Feind der Gesittung.

Es ist dies ein sehr heikler Punkt, über den man sich verständigen muß. Wenn es einen unparteiischen und der Menschheit wohlgesinnten Richter gibt, so ist es das Christentum; denn sein Reich ist nicht von dieser Welt, und seine ganze Sorge gilt ja einzig dem Wohle dieser Menschheit. Frage ich nun beim Christentum an, was seines Erachtens unter Gesittung zu verstehen sei, so wird es mir antworten: abgesehen von der religiösen Wahrhaftigkeit die Rechtschaffenheit, die Mäßigung, die Besonnenheit, die hervorragende Bedeutung menschlichen Wirkens auf dem Felde der geistigen Kultur; die Wissenschaft, die Kunst und ein Schrifttum, das sich von den Morästen zur Rechten und den Gemeinplätzen zur Linken möglichst ferne hält. Kurz, das Christentum, wie es die Kirchenväter verkündigen, mißt den stofflichen Gütern durchaus keinen Wert

bei und legt den allerhöchsten darauf, daß der Geist den Körper beherrsche, ihn gleichsam aufzehre. Und so waren es denn die Heiligen, die am wenigsten am Kult der antiken Meisterwerke festhielten, sowohl der Bücher wie der Standbilder und Gemälde, und sie waren's gleichwohl, die alles bewahrten und retteten, was nur bewahrt und gerettet werden konnte.

Wie? Gerettet? Bewahrt? Vor dem Ungestüm der Barbaren? Verborgen vor der Vernichtungswut der Goten? Beiseitegeschafft vor den heranrückenden Kriegerscharen der Franken? Den zerstörungssüchtigen Vandalen entrissen? Ganz und gar nicht! Alles was uns erhalten ist, das haben die Mönche vor der langsamen Zerstörung, der gelassenen Verheerung durch die Lateiner bewahrt. Die Lateiner, sie sind's vielmehr, die ganz gemütlich Standbilder, Flachreliefs, ja ganze Denkmäler eingestampft und zu Staub zerrieben haben, um daraus Kalk zu machen und (schon seit Neros Zeiten) jene schönen geraden Straßen und jene schlotterichten Häuser zu bauen, welche ihre Nachkommen noch heute bewundern und mit einer Geschicklichkeit nachahmen, die ihnen im Blute liegt. Ihre Baumeister und Techniker, die wahren, die unbestreitbaren, die schlimmsten Vandalen tun ihr möglichstes, um auf der ganzen Erde alles zu zerstören, was irgend die dem lateinischen Spießbürger geläufigen Maßverhältnisse und somit seine Bequemlichkeit überschreitet. Diese löbliche Arbeit schließt übrigens keineswegs die Pedanterei aus. Im Gegenteil: Ich sah, wie man antike Säulen niederlegte, weil man eins ihrer Kapitäle brauchte, um es in einer amtlichen Sammlung aufzustellen. In Syrien hat man ein sehr interessantes Gewölbe vollständig zerstört, um zu sehen, wie es gemacht war. In Athen reißen die Gelehrten aus der Akropolis die türkischen Bauten heraus, weil sie an die Zeit der Knechtschaft erinnern; die venetianischen Bauten, weil sie das Wahrzeichen einer Fremdherrschaft sind; die fränkischen Bauten, weil das germanische Mittelalter nicht das Altertum ist; die römischen

Bauten, weil sie nicht griechische Kunst sind. Und bei dem, was von griechischer Kunst übrigbleibt, muß man noch unterscheiden zwischen dem, was man der goldenen Zeit des Griechentums zuweisen kann und dem, was vermutlich nicht dazu gehört. Es besteht die Gefahr, daß diese Reinigungsarbeit eines Tages überhaupt nichts mehr stehen lasse. In Frankreich hat die lateinische Rasse die Denkmäler um nichts besser behandelt und seit dem grauesten Altertum auch den Büchern ebenso wenig Achtung entgegengebracht. Was also wollen diese Lateiner denn eigentlich? Was bedeutet denn eigentlich in ihrem Munde das Wort „Zivilisation" und jenes andere Wort „Fortschritt", das sie so schwungvoll gebrauchen und mißbrauchen? Sie bedeuten weiter garnichts als: „Gute Kleidung, gutes Nachtlager und den Rest". Und da dies nicht die Ansicht des Christentums war, welches hinsichtlich dessen, was der Mensch auf dieser Erde in Erwartung des künftigen Lebens werden könne, höhere Ansprüche stellte, so faßte die lateinische Rasse alsbald jenen grimmigen Haß dagegen, den sie gleich anfangs bekundet hat. — „Die Christen", sagte sie, „das sind wahre Ungeheuer an Verderbtheit, generis humani inimici, unversöhnliche Feinde des Menschengeschlechts. Warum? Weil sie sittenstreng sind; weil sie nicht die Nächte durchschwelgen; weil sie sich anscheinend wenig aus den Vergnügungen machen, die sonst aller Welt Entzücken bilden; weil sie erklären, daß ihnen am Gelde nichts gelegen sei; weil sie diese Ungeheuerlichkeit begehen, das wenige, was sie besitzen, wegzugeben, und sich nicht der allen feineren Leuten wohlbekannten Mittel bedienen, um ihren Mitmenschen welches abzunehmen; weil sie nicht die Bildnisse der Kaiser anbeten und keine kleinen Nachbilder davon in der Tasche tragen, wie es guten Bürgern geziemt. Endlich sind sie Feinde des Menschengeschlechts, weil sie nichts besitzen, nichts begehren, nichts tun als studieren, sich von geistigen Dingen unterhalten und, was das Allerabscheulichste ist, scheinbar dabei ganz zufrieden sind. Es liegt also auf

platter Hand, daß sie auf nichts Geringeres hinarbeiten als darauf, die Zivilisation zu zerstören.

Wahr ist aber einzig, daß die Christen allein das Gefühl dafür bewahrt hatten, was Gesittung sein könnte und sein sollte, wogegen die lateinische Welt, die lateinische Rasse schon lange vor dem Einbruch der Barbaren ihr Möglichstes tat, diese Gesittung von Grund aus zu zerstören. Schon lange, lange vorher hatte sie die etwelchen Überreste griechischer Geistesgröße zum Gegenstande protzigen Genießens gemacht, was mit dem wahren Geschmack in Literatur und Kunst nichts zu tun hat. Die Römer des Kaiserreiches waren zügellose Liebhaber kostspieliger Absonderlichkeiten. Es ist sehr glaubhaft, daß sie bereits Nippsachen in chinesischem Geschmack gekannt haben; doch hat ihnen das Meißener Porzellan gefehlt. Ihre Begabung für Wandschmuck und Wandbehang war ganz unermeßlich, und die seitdem verflossenen Jahrhunderte haben den damaligen Hochstand dieser Kunst nicht wieder erreicht. Das war gewiß eine große Feinschmekkerei: doch wohlgenährt, wohleingerichtet, wohlgekleidet sein, äußerlich von Pomade und innerlich von Schulfuchserei triefen, das kann doch ganz entschieden eine Gesellschaft nicht davor bewahren, daß sie eine höchst jämmerliche Gesellschaft ist. Und man mag die lateinische Welt des ersten bis fünften Jahrhunderts drehen und wenden, wie man will: man findet wirklich nichts Erfreuliches daran.

Es ist zuviel abgrundtiefe Roheit in der maßlosen Entfaltung aller grobsinnlichen Gierden des Menschen. Der schöne Außenschein ändert daran nichts, und die Gefräßigkeit, die sich am Fleisch lukanischer Eber mästet und mit Falernerwein überfüllt, ist doch um nichts besser als jene, die sich mit derberen Speisen vollstopft und mit schlechtem Rotwein besäuft. Es war doch allzu grausam, wenn man im Zirkus Menschen umbrachte, um sie mit Grazie hinsinken zu sehen, oder wenn man sie in den Bürgerkriegen für Galba, Otho oder Vitellius haufenweise

abschlachtete. Es war dies noch schlimmer, als wenn man sie tötete, um sich Sklaven zu beschaffen oder um ein Jagdgelände zu erbeuten. In den letztgenannten Fällen vermochte wenigstens die Notwendigkeit, sein und seiner Angehörigen Leben zu fristen, eine Entschuldigung höherer Art für die gräßliche Tat abzugeben.

Ich habe soeben auf einen hervorstechenden Zug der lateinischen Rasse aufmerksam gemacht, nämlich darauf, daß sie sich selbst für den Ausbund jeder und aller Gesittung hält, da es doch im Gegenteil viel richtiger wäre, sie als deren gänzliches Widerspiel anzusehen. Denn, die Wahrheit zu sagen: durch die Unbeständigkeit ihrer Ansichten, durch das Unvermögen, irgend einen festen Grund zu legen, durch die Unmöglichkeit, zwischen den ungleichartigen Elementen, aus denen sie sich zusammensetzt, einen dauernden Ausgleich zu schaffen, endlich durch einen unmäßigen Durst nach unmittelbarem Genießen, geht sie geradenwegs der Verwilderung entgegen, durch den Wald der Täuschungen, durch dessen ermüdende Irrgänge der Unglückliche sich windet.[1])

Sie hat noch diese weitere Eigentümlichkeit: Sie anerkennt niemals, gesteht niemals, glaubt niemals, daß sie sich irrt. Ihre Führer, ihre Häupter, ihre Lenker, ihre Mahner, ihre großen Männer, die sinds vielmehr, die sie in die Irre leiten, die sie täuschen, verraten, verunglimpfen, erniedrigen, die unwürdig waren, die Zügel eines so vortrefflichen Geschöpfes zu halten. Sie hat ihre Führer aufs Geratewohl angenommen, ohne recht zu wissen, was sie eigentlich tat; hat sie anfangs immer bis zur völligen Berauschung mit Schmeicheleien getränkt; hat ihnen erklärt, welchen Weg mit Ausschluß jedes andern sie einschlagen wolle; hat sie selbst erst auf Felsen, auf Sand oder starrsinnig auf sumpfiges Gelände gedrängt und dann gebieterisch ihnen zugerufen, dahin und sonst nirgends müsse sie gelenkt sein. Nach einiger Zeit sind dann Führer

[1]) Ein Bild Dantes. Vgl. den Anfang der Divina Commedia und Dantes Convivio IV 24: la selva erronea di questa vita.

und Heer, bis zum Hals im Kote steckend, erwacht. So wurden Tetricus, so ein andrer Abgott, Victoria, mater castrorum, so der Bauer Amandus, so die ganze Schar der neugallischen Häupter zuerst in den Himmel erhoben, vergöttert, von ihren Getreuen für unvergleichlich erklärt. Und eines schönen Abends, als sich dieselben Getreuen im Gefolge dieser selben Allmächtigen befanden, aber vom Sturm gepeitscht, von Blitzen geblendet, von Mühsalen erschöpft, am Ende ihrer Weisheit und nicht mehr wissend, wo aus und ein, da beteuerten sie alle einstimmig: sie kämen sich selber bewundernswerter vor als je, voll guten Mutes, voll gesunden Witzes, voll aller erdenklichen Tugenden. Der Führer jedoch habe seine Pflicht versäumt. — Da hätte man denn die lateinische Rasse, wie die Geschichte sie uns darstellt. Ich habe noch etwas Bemerkenswertes über sie zu sagen; doch muß ich vorher einen Punkt ihrer wirklichen oder vorgeblichen Herkunft behandeln, den ich bisher noch nicht berücksichtigt habe.

Schlagwörterverzeichnis

Die neue Gobineau-Vereinigung

1. Die Ziele, gegen die des früheren Vereins stark vereinfacht, sind gegeben. Es gilt, das in dreißig Jahren Errungene gegen die Notlage der Zeit zu behaupten, die Gestalt und die Ideen Gobineaus lebendig zu erhalten und dem Höheres anstrebenden Teile unseres Volkes zugänglich zu machen. Zu diesem Zwecke sollen Mittel zusammengebracht werden, um

a) aufklärende Schriften über Gobineau, vor allem die als Brevier wirkende „Gobineau und die deutsche Kultur", möglichst weit hinaus zu verbreiten.

b) Die von dem alten Verein gepflegte gemeinnützige Verteilung von Werken von und über Gobineau an Anstalten, Körperschaften und Private, die zur Anschaffung nicht in der Lage, der Sache aber ernstlich zugewandt sind, fortzusetzen. Auch den Mitgliedern selbst soll, wie früher, ein Vorzugspreis für jene Werke gesichert werden. (In der Regel 15—20 % niedriger als der Ladenpreis der Werke.)

c) Wenn irgend möglich, durch größere Zuschüsse dazu beizutragen, daß diejenigen Veröffentlichungen aus unserem Kreise, welche durch die gewaltigen Preissteigerungen mit baldigem Verschwinden aus dem Buchhandel bedroht erscheinen, dennoch unserer Oeffentlichkeit

erhalten bleiben. Auch soll wertvollen Neuveröffentlichungen auf dem Gebiete der Rassenkunde das möglichste von Förderung zugewandt, überhaupt Fühlung mit der Wissenschaft festgehalten werden.

d) Endlich wäre eine Sammlung ins Auge zu fassen, zu welcher die Besitztümer der alten Gobineau-Vereinigung nebst anderen Werken, Aktenstücken und Andenken einen wertvollen Grund legen würden.

2. Als Mitglieder sind Deutsche echter Prägung aus allen Ländern gedacht. Auch die Beteiligung der Stammverwandten aus den Nachbarländern ist erwünscht.

An der Spitze der Vereinigung steht ein Vorstand, der nicht unter drei und nicht über neun Personen zählen soll und im Bedürfnisfalle sich durch Zuwahl ergänzen kann. Der jeweilige Vorsitzende des Alldeutschen Verbandes hat unter allen Umständen im Vorstande Sitz und Stimme.

3. Der jährliche Beitrag beträgt zehn, zwanzig, fünfzig oder hundert Mark. Er wird, falls er nicht im ersten Vierteljahre eines Kalenderjahres eingezahlt worden ist, im zweiten durch Nachnahme erhoben. Wer einen einmaligen Beitrag von tausend Mark zahlt, wird dauernd als Mitglied geführt. Auf die Gewinnung größerer Spenden (Stiftungen) ist im Sinne der Verwirklichung der unter 1c und 1d aufgeführten Ziele ein besonderer Werbeeifer zu richten.

4. Vorstandstagungen wie Mitgliederversammlungen sind, nach dem Muster der Gründungsversammlung, möglichst den heutigen Zeitverhältnissen anzupassen.

5. Ebenso ist das Erscheinen gedruckter Vereinsberichte usw. bis auf weiteres vom Vermögensstande abhängig zu machen. Ueber den Kassenstand ist alljährlich — in der Regel auf der Vorstandstagung — dem Vorstande Rechnung vorzulegen, und ist diese durch zwei Mitglieder desselben nachzuprüfen. Im Falle der Auflösung der Vereinigung soll das Vereinsvermögen in einer von den Mitgliedern festzusetzenden Form der deutschen Sache zugeführt werden.

6. In Städten, wo sich besonders rege Teilnahme für die Bestrebungen der Vereinigung kundgibt, kann zur Gründung eigener Ortsgruppen geschritten werden. Im übrigen liegt die Werbetätigkeit vornehmlich einzelnen Vertrauensleuten ob, welche, wie seinerzeit in der alten Vereinigung, auf möglichstes Bekanntwerden der Vereinsziele durch mündliche Mitteilung, durch die Presse, durch Vorträge usw. hinzuwirken haben.

Weitere Auskünfte erteilt der Geschäftsführer, Verlagsbuchhändler Erich Matthes, Hartenstein i. Sachsen.

Rassenkunde des deutschen Volkes

Von Dr. Hans F. K. Günther. 10. Aufl. 1926. 504 Seit. mit 541 Abbild. und 27 Kart. In Ganzl. geb. 12 M., Liebhaberausg. in Halbleder 16 M.

Aus dem Inhalt: Der Begriff „Rasse". Menschenkundliche Maße. Die körperlichen Merkmale der nordischen, westischen (mediterranen), ostischen (alpinen), ostbaltischen und dinarischen Rasse. Wachstum, Altern, Krankheiten, Bewegungseigenarten. Die seelischen Eigenschaften der fünf europäischen Hauptrassen. Die Verteilung der Rassen über das Gebiet deutscher Sprache und Europas. Umwelteinflüsse, Vererbungserscheinungen. Rassenmischungen. Vorgeschichtliche Rassenerscheinungen in Europa. Die nordische Rasse in Vorgeschichte und Geschichte. Rasse und Sprache. Die gegenwärtige Lage des deutschen Volkstums. Die Aufgabe. Anhang: Rassenkunde des jüdischen Volkes.

Günthers Buch bietet über die Rassenfragen die beste Auskunft. Mit vollem Recht darf es das Verdienst in Anspruch nehmen, zum ersten Male eine Gesamtdarstellung der rassischen Verhältnisse innerhalb des deutschen Volkes zu geben. Prof. v. Below-Freiburg.

Die vornehme und sachliche, sorgfältig abwägende Art der Darstellung, die, verbunden mit einem glänzenden fremdwörterfreien Stil, das ganze Buch auszeichnet, macht sein Studium zu einem Genuß.

(Prof. La Baume. Blätter für deutsche Vorgeschichte.)

Rassenkunde Europas

Von Dr. Hans F. K. Günther. 2. verbesserte Auflage. 1926. Mit 362 Abbildungen und 20 Karten, Geh. 6 M., in Ganzleinen geb. 8 M.

Auch wer anderer Ansicht ist als der Verfasser, wird seine Bücher nicht ohne Anregung und wirklichen Gewinn lesen.

(Deutsche Medizin. Wochenschrift.)

Der Vorzug der Darstellung Günthers besteht eben darin, daß er aus der verwirrenden Mannigfaltigkeit des anthropologischen Bildes die großen Leitlinien herauszuarbeiten bestrebt war und so aus dem Chaos Klarheit geschaffen hat.

(Dr. G. Kraitschek i. d. Mitteil. d. Anthropol. Gesellsch. Wien.)

Die Folgerungen, die aus der Rassenkunde abgeleitet werden müssen, sind ganz besonders in heutiger Zeit so wichtig und greifen so sehr auf das Gebiet der Medizin über, daß es für jeden Arzt zur Pflicht geworden ist, sich wenigstens mit den Grundbegriffen der Rassenkunde vertraut zu machen. Dazu bietet das Günthersche Buch die beste Gelegenheit. (A. Basler, Tübingen, i. d. Fachschriften der Medizin.)

Ist Rasse Schicksal?

Grundgedanken der völkischen Bewegung.

Von Ministerialrat Hanns Konopacki-Konopath. 1926. 30 Seiten mit 28 Abbildungen. Geh. M. 1.—.

In den Abschnitten: Rassengeschichte, Rassenbewußtsein und Germanische Weltanschauung legt der Verfasser die Bedeutung der Rasse für ein Volkstum und die der nordischen Rasse für das deutsche Volk dar.

Rasse und Stil

Gedanken zur Frage ihrer Beziehungen im Leben der europäischen Völker und ihrer Geistesgeschichte. Von Dr. Hans F. K. Günther. 7 Bogen mit 85 Abbildungen. Preis etwa geh. M. 4.50, geb. M. 6.—.

Dieses neue Werk Dr. Günthers bedeutet einen wichtigen Fortschritt. Nach einer Betrachtung des Stils im Auftreten bezeichnender Vertreter der verschiedenen Rassen untersucht er an Hand zahlreicher Beispiele aus der Literatur und der bildenden Kunst, wie weit die Stile künstlerischen Schaffens vom seelischen Wesen verschiedener Rassen abhängen. Entscheidend für einen Kunststil ist sein Verhältnis zur Form; formverleihend sind die nordische und die westische Rasse, formabweisend die ostische und die ostbaltische. Beispiele nordischer Stilgestaltung sind Dürer, Bach, Hebbel, Flaubert, während die skaldische Dichtung als ihre westische, Beethoven, Keller Schwind als ostische Abwandlung erscheinen. Ostbaltische Formauflösung bis zum Allvergessen als Erlösung findet sich bei Novalis, Schopenhauer und Wagner. Der Stil des Barock wird als nordisch-dinarische Kunst der nordischen Gotik und der nordischen Renaissance gegenübergestellt. Hier liegen wohl die wertvollsten Erkenntnisse der Schrift.
Der Schlußabschnitt behandelt den verschiedenen rassischen Gehalt der Religionsformen und ihrer Apostel und Propheten, Mazdaismus, Buddhismus und Christentum und der hier vorliegende seelische Zusammenstoß nordischer und vorderasiatischer Rasse werden hier behandelt, die Propheten am Beispiel Luthers, Loyolas, Calvins, Knox', Booths und Kierkegaards lebendig gemacht.
Zum Beleg und zur Veranschaulichung des Gesagten ist das Buch mit Bildnissen und kunstgeschichtlichen Darstellungen reich geschmückt. So ist die Schrift ein neuer, auch zu eigenem Forschen höchst anregender Beitrag zur Frage der Bedeutung der Rasse im Leben der Völker und eine Hilfe zur Erkenntnis und Erneuerung der Arteigenen.

Adel und Rasse

Von Dr. Hans F. K. Günther. 104 Seiten mit 104 Abbildungen. 1926. Geh. M. 4.50, in Leinwand geb. M. 6.—.

Im ersten, dem geschichtlichen Teil, schildert Günther, wie der Adel zu allen Zeiten eine nordische Auslesegruppe darstellte; auch der heutige Standesadel zeigt sich größtenteils noch als Beispiel hierfür. Ebenbürtigkeit bedeutet im Grunde gleiche Reinheit nordischen Blutes. Daraus ergibt sich, wie im zweiten Teil ausgeführt wird, für alle „Geburtsadeligen" die Forderung rassischer Reinerhaltung im Sinne des nordischen Gedankens.
Die beigebenen zahlreichen Abbildungen machen das Studium des Buches besonders interessant und anregend.

Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene

Von Prof. Dr. E. Baur-Berlin, Prof. Dr. E. Fischer-Freiburg und Prof. Dr. Fr. Lenz-München.

I. Band: Menschliche Erblichkeitslehre. 3. Auflage erscheint im Herbst 1926. Preis etwa 12 M.

II. Band: Menschliche Auslese und Rassenhygiene. 3. Aufl. Preis etwa 12 M.

Inhalt: Band II: I. Die Auslese beim Menschen. 1. Biologische Auslese (Begriff und Formen der Auslese. Auslese durch akute Infektionskrankheiten. Tuberkulose, Syphilis und Gonorrhöe. Alkohol und andere Genußgifte. Krieg). 2. Soziale Auslese (Erbliche Veranlagung und soziale Gliederung. Rasse und soziale Gliederung). 3. Zusammenhänge zwischen sozialer und biologischer Auslese. (Die sozialen Unterschiede der Fortpflanzung. Geburtenrückgang. Auslesewirkung der gebildeten Frauenberufe. Wanderungsauslese. Schicksal der großen Rassen. Zusammenfassung über Entartung). II. Praktische Rassenhygiene. 1. Zum Begriff der Rassenhygiene. 2. Soziale Rassenhygiene (Bekämpfung idiokinetischer Schädlichkeiten. Bekämpfung der Syphilis. Eheverbote und Ehetauglichkeitszeugnisse. Verhinderung der Fortpflanzung Untüchtiger. Quantitative und qualitative Bevölkerungspolitik. Forderungen zur Besoldung und Anstellung sowie zur Steuergesetzgebung. Rassenhygienische Gestaltung des Erbrechts. Vorschläge zum Siedelungswesen. Erziehungs- und Bildungswesen. Rassenhygienische Lehre und Forschung. Rassenbiologische Bestandaufnahme der Bevölkerung). 3. Private Rassenhygiene (Rassenhygienische Gestaltung des persönlichen Lebens. Rassenhygienische Eheberatung. Selbstbehauptung der Familie. Die Aufgabe der Jugend. Wege rassenhygienischen Wirkens für den einzelnen und in der Gemeinschaft).

... Hier handelt es sich nicht nur um Bereicherung ärztlichen Wissens, sondern um die Biologie als Kern wichtigster politischer Vorstellungen und Maßnahmen, in denen die Aerzte Führer sein sollten.
(Medizinische Klinik.)

Daß ein Mann wie Baur seinen Stoff nicht allein meisterhaft beherrscht, sondern ihn auch gut darzustellen vermag, ist uns nichts Neues. Neu aber ist ein zünftiger, moderner Erblichkeitsforscher, der es versteht, die Verbindung seines Faches mit der Klinik und mit der Praxis in solchem Maße herzustellen, die Vertreter dieser Disziplin in so unwiderstehlicher Weise für die Erblichkeitswissenschaft zu interesseren und zu gewinnen, wie Lenz es vermag — dank seiner Gepflogenheit, an die Gedanken- und Vorstellungskreise des Arztes anzuknüpfen und immer wieder auf sie erläuternd zurückzukommen. Darin erblicke ich den Hauptvorteil des Buches, der es auszeichnet unter dem vielen Guten, das wir auf dem Gebiete nun besitzen: Es hat die stärkste Werbekraft von allen.
(Zentralblatt für die gesamte Kinderheilkunde.)

Die neue Auflage des Buches von Baur, Fischer, Lenz ist eines von den Büchern, die nicht nur in der Bibliothek jedes Arztes stehen, sondern die auch von allen gelesen und wiederholt gelesen werden müssen. (E. Meirowsky i. d. Dermatologischen Wochenschrift.)

Rasse und Seele

Eine Einführung in die Gegenwart von Dr. Ludwig F. Clauß. 187 Seiten mit 8 Tafeln u. 155 Textabbild. 1925. Geh. M. 7.—, in Leinwand geb. M. 9.—.

Aus dem Inhalt: I. Grundfragen. Artgesetz und Eigenschaft. Seele und Leib. Der Ausdruck. Die Arbeitsweise unserer Forschung und ihre Grenze. II. Gestalten: Seele und Landschaft. Reine Gestalten. 1. Die nordische Seele. Die Einsamkeit. Gestaltung des Schicksals. Nordische Glaubensgestaltung. 2. Die mittelländische Seele. Die Bühne des Lebens. Spannung und Entladung. 3. Die ostische Seele. 4. Bemerkungen über die orientalische Seele. Die Versunkenheit und die Verzückung. Die Vision. Gestörte Gestalten. Die zugehörigen Schauplätze des Ausdrucks. Der Sinn der körperlichen Merkmale.

Der Verfasser beweist ein in vieler Hinsicht feineres geographisches Empfinden als die Mehrzahl der Geographen. Günthers Rassenkunde, ergänzt und nach der seelischen Seite vertieft durch Claußens Bücher — fürwahr ein paar Erkenntniswerke, auf die das deutsche Volk stolz sein kann. (Ewald Banse in der Neuen Geographie.) Clauß' Buch gehört schon durch die Fülle der anzuschauenden Bilder und durch seine nachdenksame Untersuchungsweise zu den unentbehrlichen Kundgebungen des Rassegedankens. (Bayreuther Blätter.)

Richtlinien für Körpermessungen und deren statistische Bearbeitung

mit besonderer Berücksichtigung von Schülermessungen.

Von Dr. Rudolf Martin, o. ö. Professor der Anthropologie und Vorstand des Anthropolog. Instituts der Universität München. 59 Seiten mit 20 Abbildungen und 4 Tafeln. 1924. Geh. 2 M.

Wer immer Messungen in Schulen, Anstalten usw. vornehmen will, muß diese Richtlinien besitzen.
(Mitteilungen d. Volksgesundheitsamtes.)

Martins Richtlinien können jedermann empfohlen werden, der einschlägige Arbeiten auszuführen hat. (Schweiz. Med. Wochenschrift.)

Anthropologisch-klinische Maßtafel

nach Dr. E. von Eickstedt. Ein Hilfsmittel bei Rassen- und Körperbau-Untersuchungen. Preis einer Tafel mit 50 Maßstreifen in Tasche 3 M., 50 Maßstreifen besonders 0,80 M.

Die Tafel dient dem Zweck, die Ergebnisse von Reihenerhebungen rasch und genau zu verbuchen. Auf den beiden Seiten einer Papptafel ist das gesamte Fragenschema aufgezogen. Zum Eintragen der Zahlen und Beobachtungen werden schmale, auswechselbare Maßstreifen in jeder gewünschten Menge geliefert. Das Ganze kann bequem in der Tasche mitgeführt werden. Der Vordruck entspricht nach Inhalt und Form langjähriger Erfahrung.

Werke des Grafen Gobineau

erschienen im Verlage Erich Matthes, Leipzig.

Abtei Typhaines. Geschichtlicher Roman. Deutsch von Rudolf Linke. Halbleinenband . . . . . . M. 3.—

Adelheid. Novelle. Deutsch von Rudolf Linke. Kart. M. —.80

Die Akten von St. Avit. Übersetzung von Hans von Wolzogen. Mit Holzschnitten von Karl Mahr. Halbleinen u. Edelpappband je M. 2.—, Halblederb. M. 3.50

Alexander. Tragödie in fünf Aufzügen. Deutsch von Ludwig Schemann. 3. Auflage. Geheftet M. 2.—, gebunden . . . . M. 3.50

Amadis. Epische Dichtung in drei Büchern. Deutsch von Martin Otto Johannes. Zweifarbiger Druck auf Federleichtpapier.

1. Buch: **Königskinder.** Mit der Vorrede der Gräfin La Tour. 2. Aufl., gebund. M. 3.—

2. Buch: **Schicksals Wende.** 2. Auflage, gebund. M. 3.—

3. Buch: **Weltendämmerung.** Gebunden . . . . . . M. 3.—

Buch 1/3 in Halbleinenband M. 10.—
Auf Velinpapier in Halblederband mit Kopfgoldschnitt . . . . M. 20.—

Aphroëssa. Deutsch von Hans von Wolzogen. Geh. M. 1.50, Halbleinenbd. 3.—

Fräulein Irnois. Novelle. Deutsch von Rudolf Linke. Pappband M. 1.—

Genoveva. Versdichtung. Übertragen von Hans Linke. Kart. . . . . M. —.80

Drei Jahre in Asien. Ins Deutsche übertragen von Dr. Theodor Grigull. Ganzleinenband . . M. 4.—

Michelangelo. Neun Szenen aus Gobineaus „Renaissance". Nach Ludwig Schemanns Verdeutschung als Festspiel für eine vereinfachte Bühne eingerichtet von Ferdinand Gregori. M. 1.50

Asiatische Novellen. Erste deutsche Gesamtausgabe. Ins Deutsche übertragen von Prof. Ludwig Schemann, Prof. Rudolf Schlösser und Dr. G. von Grävenitz. Halbleinenband M. 2.50, Ganzleinenbd. 4.—

Die Renaissance. Histor. Szenen. Deutsch von Ludwig Schemann. Ausgabe letzter Hand mit den aus der Handschrift erstmalig übertragenen Originaleinleitungen Gobineaus. 5. Auflage. Halbleinenband M. 3.—, Ganzleinenband . . . . . M. 4.—

Werke des Grafen Gobineau
erschienen im Verlage Erich Matthes, Leipzig.

Der Turkmenenkrieg. Erzählung aus den Asiatischen Novellen. Ins Deutsche übertragen von Ludwig Schemann. Mit Holzschnitten von Karl Stratil. Halbleinenband . . . . . . M. 2.—

Gesammelte Werke. Erste Reihe: Abtei Typhaines; Drei Jahre in Asien; Asiatische Novellen; Die Renaissance. 1925. 420, 264 u. XV, VI u. 344, VIII u. 468 S. Vier Ganzleinenbd. M. 15.—
Die Sammlung wird fortgesetzt.

Zur Anschaffung werden ferner empfohlen
die Werke von Ludwig Schemann:

Gobineau. Eine Biographie. Erster Band: Bis zum zweiten Aufenthalte in Persien.
Geheftet . . . . . . M. 10.—
Edelpappband . . . M. 13.—
Ganzleinenband . . M. 15.—
Halbfranzband . . . M. 25.—

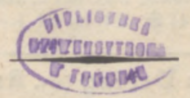
— — Zweiter Band: Vom Jahre 1864 bis ans Ende.
Geheftet . . . . . . M. 12.—
Edelpappband . . . M. 16.—
Ganzleinenband . . M. 18.—
Halbfranzband . . . M. 25.—

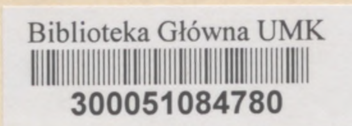
Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus. Erster Band. Mit 4 Tafeln. 1914. XVI, 438 S. 8°. Geh. M. 10.—
Edelpappband . . . M. 13.—
Ganzleinenband . . M. 15.—
Halbfranzband . . . M. 25.—

Quellen und Untersuchungen zum Leben Gobineaus. Zweiter Band. Mit 18 Tafeln, Abbildungen von Gobineaus Bildwerken.
Geheftet . . . . . . M. 10.—
Edelpappband . . . M. 13.—
Halbleinenband . . M. 15.—
Halbfranzband . . . M. 25.—

Fünfundzwanzig Jahre Gobineau-Vereinigung, 1894 — 12. Februar — 1919. Ein Rückblick. Nur geh. M. 1.50

Die Gobineau-Sammlung der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg. Mit drei Tafeln. Nur geh. M. 1.—




Biblioteka Główna UMK
300051084780



Biblioteka Główna UMK
300051084780